

Illustrierte

# Frauen-Zeitung

Hest. 13.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hesten;  
vierteljährlich 2½ m.

Berlin, 1. Juli 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4½ m.

XVII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Eine „frivole Idee“.

Novelle von Fedor von Zobelsky.

1.

**S**i m Berliner Schauspielhaus sollte eine Première stattfinden. Das Haus war ausverkauft und zeigte im Allgemeinen dieselbe äußere Physiognomie wie immer bei ersten Vorstellungen. In den Logen und Rangreihen saßen Platz an Platz die Schönheiten der Gesellschaft, junge Frauen und Mädchen in glänzenden Toiletten, und zwischen ihnen die Löwen der Salons in strahlender Uniform oder im hochgeschlossenen schwarzen Ueberrocke, dessen dunkle Tonfärbung nur die Rose im obersten Knopfloch belebte. Die Väter und Mütter und die sonstigen Anstandspersonen nahmen die hinteren Reihen ein. Während man sich vor ihnen noch ziemlich lebhaft unterhielt, war hier der Operngucker in Bewegung; man musterte und prüfte, — ja, man medisierte auch ein wenig.

Im Parlett hatten sich die Habitués niedergelassen. Vollzählig saß die berufene Kritik der Tagespresse auf ihren furulischen Sesseln an den Ecken der Sitzecken. Die meisten der Herren Recensenten plauderten lustig von Bank zu Bank; man erwog den mutmaßlichen Erfolg des neuen Stüdes und einigte sich von vornherein so ziemlich über denselben. Es würde kaum etwas sein, — der Autor sei unbekannt, eine Dame wahrscheinlich, und das Schauspielhaus habe in letzter Zeit Unglück mit seinen Novitäten gehabt.

Sehr aufmerksam lauschten die Habitués und die Premierenbesucher aus Liebhaberei den Drakelprüchen der Kritik. Es befanden sich seltsame Erscheinungen unter diesen Herren, die man bei jeder Neuauflage sehen konnte, als ginge es gar nicht ohne sie. Einige versuchten, die Pariser Mode einzuführen, und erschienen bei jeder Première in Frack und weißer Binde, den Claque unter dem Arme und den Kollettkreis mit dem Onyxknopf oder der Silberfugel in der hell behandschuhten Rechten. Sie sahen sehr vornehm aus und gaben sich so, als gehörten sie durchweg der höheren Diplomatie oder mindestens den Consulaten an. Das Neuherr täuschte indessen, wie der Einzelnen Vernunft durch ihre Eitelkeit getäuscht wurde. Da war zum Beispiel ein Herr Konowksi, seines Zeichens Butterhändler en gros. Tagsüber arbeitete er fleißig in seiner schmaßen Waare, aber des Abends strich er sich den schönen Schnurrbart glatt, klemmte ein Monocle in's Auge, zog den Frack an und ging als Legations-Secretär von Soundso in die Première. Er kannte die meisten Kritiker, und es war für ihn ein Gefühl höchsten Genusses, vor tausend Augen ein gleichgültiges Wort mit irgend einem bedeutenderen Schriftsteller wechseln zu können. Das war strahlende Reiterei über seine eigene Persönlichkeit, die er im Butterhandel en gros nicht in die rechte Beleuchtung setzen konnte. Herr Konowksi gehörte zu denen, die man gemeinhin „einen schönen Mann“ zu nennen pflegt. Namentlich des Abends und mit dem Monocle im rechten Auge sah er impögnant aus. Das Tragen des Monocles hatte ihm anfänglich viel Mühe gemacht, und es war ihm heute noch unbequem; aber er hielt es für sehr chic, und da er hatte beobachten können, daß ein solches Augenglas bei fast allen jüngeren Herren der verschiedenen Legionen in Gebrauch war, so durste es auch bei ihm nicht fehlen.

In der gelangweilten blasirten Stellung, in welcher Herr Konowksi am Eingange des Zuschauerraumes an der Brüstung der Parlettloge lehnte, sah er sehr vornehm aus. In der linken Hand, die eng von dänischem Leder umschlossen war, hielt er den Theaterzettel; der Frack saß ihm ausgezeichnet, und in dem weißen Chemisett blitzen drei echte Brillanten, ein Luxus, den Herr Konowksi sich wohl gestatten konnte, da er sich in vortrefflichen Vermögens-Behältnissen befand. Die Beine hatte er gekreuzt, sodaß man auch

den ganz modern gearbeiteten absatzlosen Schuh aus stumpfem Lackleder hätte bewundern können, wenn man dies gewollt hätte; die Haltung des Herrn Konowksi forderte jedenfalls dazu auf. Als Meisterstück der Toilettenkunst durfte die äußerst zierliche Verhüllung der weißseidenen Cravate, — à la Lavallière, — gelten,

die den abnorm hohen Kragen umschloß. Über diesem Kragen erhob sich nun ein etwas scharf geschnittenes, aber sehr hübsches Männergesicht, in dem leider nur Eines fehlte: der belebende Geist.

Es hatte soeben zum ersten Male gelingt, als sich noch einmal die Thüre zwischen Couloir und Parlett-



Von der Quelle. Von Robert Geiger. — Siehe Seite 104.

Photographic-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

raum öffnete, und einer der pünktlichsten Theaterbesucher Berlins, der liebenswürdige Kritiker eines bekannten Börsenblattes, eintrat. Herr Konowksi hatte den vielbeschäftigte Mann kaum erblickt, als er sofort seine Pose an der Parfettloge aufgab und den Journalisten an der Rocklappe sah.

"Servus, Doctor, — wie geht's? Gut, — das sieht man Ihnen an! Wie denken Sie denn über das Lustspiel von Windet? Ist nichts, — nicht wahr? Wer ist überhaupt Windet? Haben Sie im Schriftsteller-Kalender nachgeschaut? Sprachen Sie nicht gestern im Residenz-Theater davon? Ich denke mir, Windet wird das Pseudonym für einen Schauspieler sein, — hörte so 'was sagen, — wie? .."

Der Journalist, der Herrn Konowksi wohl schon genauer kennen möchte, nickte, löste dann seine Rocklappe aus dem dänischen Leder, daß die Finger seines Gegenübers einzwangten, und schritt auf seinen Platz, indem er sämtliche Fragen des Habitus' furgte, wenn auch etwas unklar, dahin beantwortete:

"Wie man's nimmt, Herr Konowksi."

Herr Konowksi machte ein betretenes Gesicht, das sich indessen sofort aufhellte, als sein Blick von ungefähr eine Loge im ersten Rang traf, in welcher ein einzelner älterer Herr zwischen zwei jungen Mädchen Platz genommen hatte.

"Ah, — sieh da," murmelte Konowksi und klemmte das Monocle fest in die Augenhöhle, "ist das nicht Nöschen Maier?! Ja, da muß ich doch gleich einmal — —"

In diesem Moment ertönte das letzte schrille Glöckenzeichen; gleich darauf rollte der Vorhang etwas phlegmatisch in die Höhe und enthüllte dem Publicum den ganzen Zauber einer auf Leinwand gemalten Landschaft. Herr Konowksi war ein wenig ungehalten über die anmutige Indiscretion des Vorhangs, die ihn in seiner Absicht, Fräulein Nöschen Maier in ihrer Loge einen kurzen Besuch abzustatten, gehindert hatte. Da er sich indessen in das Unvermeidliche fügen mußte, so that er es auch mit Würde, indem er geräuschvoll an seinen Edplatz schritt, geräuschvoll den Sitz niederstappte und geräuschvoll Platz nahm.

Das Lustspiel hatte inzwischen begonnen, und da uns die Handlung desselben nicht interessirt, so sei es uns gestattet, von der Freiheit unserer Phantasie Gebrauch zu machen und die freundliche Leserin an Stelle des Herrn Konowksi in die Loge zu führen, in welcher Fräulein Nöschen Maier sitzt.

Nöschen Maier hieß sie wirklich, und sie war trotz des projaischen Sammelnamens, den sie trug, ein ganz reizendes Mädchen. Die elsenbeinfarbene Tricot-Taille, auf der sehr zierliche, türkische Stickereien angebracht waren, umschloß jugendfrische, krautvolle Formen. Die in einem schwarzen und hoch hinaufreichenden Glacé-Handschuh steckende rechte Hand, die auf dem Polster der Rang-Valustraße das Opernglas festhielt, war eigentlich nur eine Miniatur-Ausgabe dessen, was man gemeinhin unter Hand versteht, aber wohlgebildet und nervig, sodaß man ihr schon ein energisches Zugreifen, wenn es sein mußte, zutrauen könnte. Unendlich reizvoll war das pikante Gesichtchen, das mit seiner niedlichen, doch etwas scharf in der Wurzel ansetzenden Nase, den schelmischen, tiefdunklen Augen, dem schwarzen, in die Stirn fallenden Haar und dem üppig gezeichneten frischroten Munde einen leicht südländischen Typus trug. Fräulein Maier war in ihrem Neubüro das ganze Gegentheil ihrer Herzensfreundin Erna von Halem, die auf der anderen Seite des älteren Herren, — ihres Vaters, des grauhaarigen Halem-Pascha, — saß, dem Erna repräsentirte in ihrer blonden Schönheit durchaus den germanischen Typus.

Sie war groß, auffallend groß für ein Mädchen, und hatte daher schon in der Pension den nicht gerade schmeichelhaften Beinamen „der Chevaux-leger“ geführt. Aber ihre Figur entsprach dieser Größe; sie war sehr hübsch gewachsen, außerordentlich hübsch sogar. — „wie eine Palme,“ meinte ihr im Orient weit umhergekommener Vater, und „wie eine Edelanne“ einer ihrer Verehrer, der norddeutsche Junfer Baron Kiltip. Ihre blauen Augen blickten gewöhnlich sehr sonst in diese böse Welt hinein, konnten aber ein erheblich lebhafteres Feuer gewinnen, wenn sie in Erregung kam. Und das war öfters der Fall, denn Fräulein Erna besaß Temperament.

Die Herzensfreundschaft zwischen Erna und Nöschen fuhrte auf der langjährigen Freundschaft der beiderseitigen Väter. Halem-Pascha hatte sich mit dem Geheimen Commerzienrat Franz Gustav Maier, dem Chef der höchst ehrenwerthen und weithin eines großen Ansehens genießenden Bankfirma Maier und Othenbrodt, schon auf Du und Du gestanden, ehe der Erstere seinem Namen das orientalische Anhängsel anfügen durfte und ehe der Letztere sich von anderen Maiers niederer Art durch den Geheimraths-Titel unterschied. Die Beiden hatten gemeinsam das französische Gymnasium in Berlin besucht und auch treu zusammen gehalten,

als Halem, dem Wunsche seines Vaters folgend, in ein Garde-Infanterie-Regiment eintrat, Maier dagegen, ebenfalls dem Wunschen der Seinigen nachgebend, den Comptoir-schemel bestieg. Die Freundschaft des jungen Offiziers und des jungen Trophäuben Merkur's war nicht immer unangesuchten geblieben. Es herrschte zu jener Zeit in den Offizierskreisen der Hauptstadt noch eine tief eingewurzelte Antipathie gegen das weitverzweigte Geschlecht der Kaufleute, deren auf das Reale gerichtete Erwerbstätigkeit man nicht recht als salofähig anerkennen wollte. Nun kam noch hinzu, daß die Väter Franz Gustav Maier's jedenfalls einmal in Palästina heimisch gewesen waren; das mochte lange her sein, denn Gustav wußte bestimmt, daß schon sein Großvater ein ehrlicher Christ gewesen, aber etwas von dem typischen Zuge der semitischen Rasse hatte sich durch viele Generationen hindurch und trotz mannigfacher Vermischung mit lassischem,lettischem, wendischem und angelsächsischem Blute doch noch in den Gesichtern der jüngsten Maiers erhalten, — und derzeitig gingen wieder einmal die Wogen der Vorurtheile gegen das Judenthum gewaltig hoch.

Die Freundschaft zwischen Constantin von Halem und Gustav Maier zeigte sich indessen trotz aller Anfechtungen als feuervergoldet, und sie wurde noch tiefer und inniger, als Ersterer einmal auf ganz energische Weise zu Gunsten seines lieben Bruders eintreten konnte. Maier hatte diesen ritterlichen Alt nie vergessen, und er fand auch, was seinem Herzen wohlthat, Gelegenheit zu einer eclatanten Revanche. Die Jahre vergingen. Halem war ein tüchtiger Offizier und Maier ein ebenso tüchtiger Kaufmann geworden. Da starb der Vater des Erstern und ließ seinen Sohn in ziemlich bedrängten Verhältnissen zurück. Jetzt zeigte Maier, daß der auf das Reale gerichtete Kaufmannssinn doch auch nicht zu verachten sei; seiner Umsicht und Thatkraft hatte Halem es zu verdanken, daß Licht in das Chaos der materiellen Verpflichtungen kam, in welche der junge Offizier wider sein Verschulden hineingebrängt worden war, und daß er es möglich machen konnte, ohne erhebliche Opfer im Herrendienste zu verbleiben. So hatten die Beiden sich gegenseitig geholfen, und das war das Ferment ihrer Freundschaft.

Und die Jahre vergingen weiter. Die Freunde hielten es für an der Zeit, auf die Freiheit zu gehen, und sie fanden auch beide liebenswürdige Gattinnen, mit denen sie in glücklichster Ehe lebten, bis der Tod ihre Frauen, — merkwürdiger Weise im gleichen Jahre, — von ihrer Seite riß. Der Offizier und der Kaufmann hatten es inzwischen zu etwas gebracht im Leben. Das Ansehen der Firma Maier und Othenbrodt stand unantastbar fest, Gustav hatte allen Grund, mit sich selbst zufrieden zu sein. Halem war eben Oberst geworden, als seine Gattin starb. Zu eben dieser Zeit wurde ihm von hoher Stelle aus das Anerbieten gemacht, nach Constantinopel zu gehen, um dort nach deutschem Vorbilde den Generalstab zu reorganisieren. Unter anderen Verhältnissen würde er sich die Sachlage wahrscheinlich recht reiflich überlegt haben, — der Tod seiner Frau aber hatte in sein Herz eine blutende Wunde gerissen; er fühlte sich nicht mehr wohl in der alten Umgebung, und da er sein Töchterchen in bester Pflege bei seiner zärtlich an dem Kind hängenden verwitweten Schwester wußte, so folgte er dem an ihn erlangten ehrenvollen Rufe. Acht Jahre blieb er in der Türkei, dann siegte die Sehnsucht nach der heimatlichen Scholle in ihm; er reichte seinen Abschied ein und kehrte, die Brust mit Orden gepanzert und mit dem Ränge eines Generals, der ihm auch in Preußen erkannt wurde, als Halem-Pascha nach Deutschland zurück.

2.

In der ersten Zwischenpause hielt Herr Konowksi die Zeit für gekommen, sich Fräulein Maier zu präsentieren. Während sich alle Welt in den Couloirs und im Foyer erging, stürzte Herr Konowksi die nach dem ersten Rang führende Treppe hinauf, schwenkte dann rechts ab, um in der Conditorei noch eine zierliche Attrape mit Süßigkeiten — ei, ei, Herr Konowksi! — zu kaufen und sich schließlich klopfsenden Herzens die Thür zu der bewußten Loge aufzuschließen zu lassen. Herr Konowksi mußte sich wirklich in erhöhter Gemüthsstimmung befinden, denn er hatte verabsäumt, ein Compliment vor Paul Lindau zu machen, der in der Conditorei eine Schale Vanille-Eis auslöffelte, und Friedrich Spielhagen, der ihm auf der Treppe begegnet war, mit einer devoten Schwenfung seines Claque zu begrüßen. Das paßte ihm sonst nicht.

Als er in die Loge eintrat, sah er diese zu seinem Bedauern bis auf den letzten Platz gefüllt. Das erschien ihm um so merkwürdiger, als vorher noch die Hinterplätze frei gewesen waren. Diese letzteren waren aber jetzt besetzt und zwar durch zwei junge Herren, die gute Bekannte Halem-Pascha's, respective seiner Tochter, respective Fräulein Nöschen Maier's sein mußten, denn sie unterhielten sich äußerst lebhaft und in angeregter

Tonart mit allen Drei, sodaß der Eintritt Konowksi's zunächst gar nicht bemerkt wurde und dieser einige Secunden hindurch Muße fand, die beiden Eindringlinge zu mustern.

Es waren zwei sehr elegant gekleidete und durchaus vornehm ausschauende Herren, die da in leicht degagirter Haltung auf den Fauteuils hinter den jungen Mädchen lehnten. Herr Konowksi konnte sich der stillen Bewerfung nicht enthalten, daß er selten so vortrefflich sitzende Jackets, so außerordentlich schön „componierte“ Beinkleider und eine so tadellose Bekleidung der Füße gesehen hatte, als bei diesen Beiden. Sie trugen sich übrigens in ihrem Neubüro ziemlich gleich und sahen sich auch sonst recht ähnlich. Es mußten wohl Brüder sein. Wahnsichtig, — im Schnitt der sehr hübschen, offenen und treuerherzigen Gesichter glichen sie sich frappant, auch waren sie beide braunäugig und hellblond von Haar, und selbst der lang ausgezogene Schnurrbart und das ganz kurz gehaltene, sich vom Ohr bis zur halben Wange ziehende und dort strichähnlich abgesäbelte Bartchen erschien bei dem einen wie eine photographische Wiedergabe des Anderen. Der einzige Unterschied zwischen Beiden bestand in den Monocles. Sie trugen natürlich beide Monocles, und zwar große, runde, ungeschätzte Gläser ohne Schnur, aber während der Eine sein Monocle in die linke Augenhöhle gesenkt hatte, trug es der Andere in der rechten.

Herr Konowksi hustete, und nun wandte ihm Nöschen Maier ihr reizendes Gesichtchen mit rascher Bewegung zu.

"Unterthänigst, mein gnädiges Fräulein," flüsterte Herr Konowksi, der wohl wußte, was sich schickte, und machte eine tiefe Verbeugung.

Nöschen Maier sah etwas erstaunt aus; sie grüßte zwar wieder, — mit leichter Kopfniedigung, — aber am Ausdruck ihres Gesichts sah man, daß sie in ihrem Gedächtnisse mit phänomenaler Geschwindigkeit ihre Tänzer und ihre nicht tanzenden Verehrer vom letzten Jahre Revue passiren ließ.

Herr Konowksi war es sichtlich unangenehm, nicht erkannt zu werden.

"Gnädigstes Fräulein entsinnen sich meiner nicht mehr?" fragte er, — wieder mit etwas gedämpfter Stimme —; „ich hatte die Ehre, auf dem letzten Ball der Presse Ihnen ein verlorenes Armband zurückzubringen und zum Lohn dafür einen Lancier mit Ihnen tanzen zu dürfen . . . Ich weiß nicht, ob —“

"A — ah," jagte Nöschen, und ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, „jetzt erkenn' ich Sie wieder! Verzeihen Sie meine Gedächtnisschwäche, — ich gehöre zu den zerstreutesten Creaturen auf Gottes Erdenrund . . . Erna, ich erzählte Dir ja von dem verlorenen Armbande! — Darf ich Sie bekannt machen, Herr —“

Hier folgte eine abermalige kleine Verlegenheitspause, die der Angeredete indessen schnell abkürzte.

"Konowksi, mein gnädiges Fräulein!"

"Herr von Konowksi," fuhr Nöschen fort, die es für selbstverständlich halten möchte, daß ein Mann mit so ritterlich Klingendem polnischen Namen adlig sein müsse, — das „von“ lang übrigens sehr einschmeichelnd an Konowksi's Ohr —; „Excellenz Halem-Pascha —“ und Nöschen deutete auf den alten Herrn, der sich zu einer halbteisen Verneigung bequemte. — „Fräulein von Halem, — Baron Arthur Kiltip, — Baron Benno von Kiltip“ . . .

"Bergeßen Sie bitte nicht, um Verwechslungen vorzubeugen, meinen vollen Rang und Titel dem Namen anzufügen," jagte der Herr mit dem Monocle im rechten Auge lächelnd.

"Ich möchte auch darum gebeten haben," fügte der Herr mit dem Monocle im linken Auge, gleichfalls lächelnd, hinzu.

"Ei der Tausend, wie konnte ich das verabsäumen!" rief Nöschen lustig. „Ich werde es nachholen. Bitte, noch einmal, Herr von Konowksi: Baron Arthur Kiltip, Adjutor im auswärtigen Amte," — das war der Herr mit dem linken Monocle, — „Baron Benno Kiltip, Legations-Sekretär," — das war der Herr mit dem Glase im rechten Auge.

Konowksi complimentierte tief und ergebenst, — zwei wirklichen Diplomaten, echten und rechten, war er noch nie vorgestellt worden, und es muß gesagt sein, daß er vor freudiger Erschütterung über dies Ereigniß fast die elegante Sicherheit seines Auftretens verloren hätte.

"Den Herren von Kiltip paßt nämlich häufig das Misgeschick, mit einander verwechselt zu werden," erläuterte Nöschen weiter; „der Himmel hat sie mit einer so unheimlichen Ähnlichkeit begnadet, daß es nicht mehr genügt, sie lediglich durch die Vornamen zu unterscheiden . . .“

"Sind Sie eigentlich Zwillinge?" warf Fräulein von Halem dazwischen.

"Ich für mein Theil behaupte Ja," entgegnete der Legations-Sekretär, „aber mein Bruder macht jedesmal Schwierigkeiten, wenn dieses Thema zur Sprache kommt. Er will nämlich der Ältere sein —“

"Bitte recht sehr, — er ist es," fiel der Assessor ein. "Ich erblickte sieben und eine halbe Minute vor der Geburt meines kleinen Bruders das Licht dieser sündigen Welt. Benno behauptet des Gegenteils und meint, es läge eine Verwechslung von Seiten unserer Wartefrau vor. Die Sache kann einmal sehr tragisch werden. Wir haben einen alten Verwandten am Rhein, der sich des Besitzes eines wunderschönen Majorats erfreut, mit Weinbergen, auf welchen die herrlichste Traube reift, — und dieses Majorat muss uns einmal zufallen, da wir die nächsten Agnaten sind. Die sieben und eine halbe Minute Geburtsunterschied werden beim Tode des alten Verwandten am Rhein wahrscheinlich eine ganze Reihe scharfzügiger Juristenköpfe beschäftigen."

"Wenn Sie sich nicht privatim mit Ihrem Bruder über das Recht der Erstgeburt einigen," lachte Fräulein Röschen.

"Es kommt auf die Schmachhaftigkeit des Vinsengerichtes an, das er mir wahrscheinlich anbieten wird," bemerkte der Baron Benno.

Man lachte, und dann ließ sich Excellenz Halem-Pascha des Nähern über die Vorzüge und Nachtheile des Majorats-Systems, sowie der Minorate und Kunkelschen aus. Herr Konowksi, der von all' diesen Dingen keine Ahnung hatte, versuchte durch eine an Röschen Maier gerichtete Zwischenfrage das Gespräch auf andere Bahnen zu leiten, in denen er sich heimischer fühlte, aber der dröhrende Bas Halem-Paschas übertonte seine schüchterne Apostrophe.

"Wie ist denn das mit Groß-Rabenau?" fragte der alte Herr den Legations-Sekretär; „das besitzen Sie doch gemeinsam — ?"

"Allerdings, Excellenz," gab der Angeredete zurück, „es ist uns zu gemeinamer Verwaltung von den Eltern vermacht worden. Du lieber Gott, — die Verwaltung macht uns nicht viele Schwierigkeiten; wir haben die Klitsche verpachtet und schneiden mit der Verzinsung ab, — das genügt uns anspruchslosen Seelen."

Da es in diesem Augenblicke wieder läutete, was das Ende der Zwischenpausen ankündigen sollte, so hielt Herr Konowksi es für geboten, mit seiner Attrape herauszurücken. Aber er hatte heute entschiedenes Un Glück, denn kaum hatte er die Hand in die Fracktasche versenkt, um die Süßigkeiten hervorzuholen, als Baron Arthur Kiltiz, der Assessor, ihm zuwinkte. Dieser Herr präsentierte nämlich Röschen Maier sowohl als auch Erna Halem eine Dose voll Pralinen, eine große Dose, deren Existenz Herr Konowksi in dem engen Jaquett des Barons gar nicht vermutet hätte, — und Röschen Maier sowohl als auch Erna Halem griffen lachend und scherzend in die Dose hinein und knusperten die Pralinen auf.

Herr Konowksi war sehr ärgerlich über sein Mißgeschick, und es kam ihm ganz gelegen, daß sich in diesem Augenblicke der Vorhang wieder hob und das allgemeine Interesse sich von Neuem der Bühne zuwandte. Er verneigte sich im Halbkreise vor der ganzen Gesellschaft in der Loge, schnarrte ein kurzes: „Habe die Ehre, — unterthänig, — auf Wiedersehen," und lehrte dann, wie wir versichern können, mit etwas gelockten Hoffnungen, in das Parlett zurück.

Er hatte kaum die Loge verlassen, so beugte der Baron Benno Kiltiz sich ein wenig nach vorn und flüsterte Röschen zu:

"Sagen Sie, Gnädigste, — wer und was ist denn eigentlich dieser Herr von Posadowksi — ?"

"Konowksi heißt er, so weit ich ihn verstanden habe," gab Röschen zurück. „Im Übrigen weiß ich Ihnen wahrscheinlich keine Antwort auf Ihre Frage zu geben, Herr von Kiltiz. Es ist eine Ballbekanntschaft. Sollte er nicht auch zur Diplomatie zählen? — Er sieht ja aus. Offizier ist er jedenfalls nicht, sonst hätte er im Ballsaale Uniform getragen, aber vielleicht gehört er der Presse an . . ."

Und Herr von Kiltiz nickte und meinte, das sei immerhin möglich.

### 3.

Die Vorstellung war beendet, und das Publicum drängte sich bereits in den Garderoben, unter drohendster Gefahr für Zöglichen, dem es schmerhaft ist, fremde Füße auf den eigenst angeborenen zu spüren, nach Mänteln, Capuchons und Regenschirmen. Während man sich in Hast und Eile ankleidete, wurden die geistreichsten Gespräche geführt, z. B. daß die Clara Meyer doch noch immer recht gut ausgehe, daß die Brillanten der Groß ein wunderbares Feuer hätten, und daß die kleine Abich wieder sehr niedlich gewesen sei. Giliger als alle Anderen hatten es die Herren von der Kritik, die noch am Abend ihre Recension niederschreiben mußten, damit sie beim Morgenfrühstück dem verehrungswürdigsten Leser nicht fehle. Es war ein ungeheuerliches Hasten und Drängen in den Corridoren, eine Art Sturmflut, die erst unten, in der Vorhalle des Musentempels, wo die Dienst der reicherem Besucher wie Klippen im Meere standen, sich langsam zertheilte.

Die beiden Herren von Kiltiz hatten ihre jungen Damen in die Pelze gewickelt, und auch der Pascha war nach dem ersten vergeblichen Sturme in der überfüllten Garderobe zu seinem Paletot gekommen, und so wallfahrtete man denn zu Fünf die Treppe hinab.

"Also unviderrisch?" fragte Arthur Kiltiz und wandte sich dabei an Röschen Maier. „Sie wollen nach Hause?"

"Ich muß."

"Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, kein Mensch — "

"Muß müssen. Ich ahnte, daß das kommen würde. Ich aber muß in der That. Papa ist heute früh erst von einer Geschäftsreise aus Warschau zurückgekehrt, — da wär' es Unrecht, wollte ich ihn den ganzen Abend über allein lassen."

"Und Excellenz? Und gnädigstes Fräulein?" wandte der andere Kiltiz sich an Halem-Pascha und sein rosiges Töchterchen.

Excellenz werden sich gleichfalls nach Hause begieben, nachdem Hochdieselben ihren niedlichen Schutzbefohlenen in der Behrenstraße abgesetzt haben," entgegnete der Pascha. „Nein, es ist heute nichts mit uns, Ihr Jungherrn von Kiltiz. Wir waren gestern zu Balle, — ich danke, der liegt mir noch in den Gliedern. Auch die Erna wird müde sein. Was, Kind? Ein ander Mal, Jungherrn. Laßt Euch bald einmal sehen. Gott befohlen."

Man stand vor dem Wagen, auf der von einer leichten Schneedecke überzogenen Straße. Die Kiltize reichten zuerst den beiden Mädchen, dann Halem die Hand.

"Auf Wiedersehen!"

"Adieu, gnädiges Fräulein!"

Das Letztere rieben beide Kiltize gemeinsam. Eine kurze Minute schauten sie noch dem davonraselnden Wagen nach, dann streckte Arthur seinen Arm unter den Benno's und schüttelte sich.

"Barbarisch kalt," meinte er, „man hätte den Pelz anzischen sollen. Wohin nun?"

"Ich habe Hunger und Durst, mein Lieber. Gehet wir zu Ewest."

"Sei es. Ich hungere zwar nicht, und wenn ich dürfte, so ist es nur nach Ideellerem. Aber ich bin kein schlechter Gesellschafter und folge meinem kleinen Bruder bis an's Ende der Welt. Also gehen wir zu Ewest."

Baron Benno lachte in seinen blonden Schnurrbart hinein, erwiderte aber kein Wort. Er war Materialist und dabei Phlegmatiker; es war ihm im Augenblicke zu kalt, den Mund aufzuthun.

Arm in Arm trotteten die beiden Kiltize die Straße hinab. Wenn man sie so sah, mußte man unwillkürlich an die famosen Dandy-Figuren von Mars und Grévin im Journal amusant denken. In ihren blanken Cylinder, den kurzen hellen Paletots und mit ihrem ganzen, höchst eleganten Habitus sahen die Kiltize wirklich ein wenig geckenhaft aus. Hinter der Dandy-Schablone steckte aber ein recht tüchtiger Kern. Das waren zwei vielseitig gebildete, sehr gescheide junge Leute, die eine gute Carrière vor sich hatten. Man täuscht sich oft in der äußeren Persönlichkeit. Es gibt in gewissen Gesellschaftsschichten gar Viele, die Zöglichen, der einen gutthenden Paletot, elegante Beinkleider und ein Monocle im Auge trägt, von vorn herein für einen unsäglichen und blaßrötlichen Stuher halten, und die in Jeder, der es liebt, seinen Scheitel über den Wirbel hinaus zu verlängern, einen Strohlopsejehen. Aber mit ihren eleganten Röcken und ihren Monocles haben unsere Diplomaten manchen Sieg auf blankem Hof-Parlett und vor dem grünen Tische errungen, und mit ihren schönen Scheiteln haben sich unsere Offiziere recht brav mit dem Feinde herumgeschlagen.

Im Restaurant von Ewest, — es schien eine Art Stamm-Local der Beiden zu sein, — legten die Kiltize mit Hülfe des Oberkellners die Paletots ab, rieben dann mit den Taschentüchern die feucht beschlagene Augengläser rein und recognosierten hierauf flüchtigen Blicken die Localität, ehe sie in einer Nische Platz nahmen.

Man bestellte den Zimbib und eine Flasche Beaujolais. Ehe Beides servirt wurde, sprachen die Kiltize wenig, — erst als der Eine seine Cotelette au four und der Andere sein Entrecôte à la Béarnaise mit gesundem Appetit verzehrte und Jeder rasch hinter einander ein paar Glas Rothwein getrunken hatte, schauten sie auf. Der Kellner brachte das Licht für die Cigarren; Baron Arthur zog sein Etui aus der Tasche und bot es dem Bruder an, der indessen nicht ohne Weiteres zugriff, sondern durch ein leichtes Kräuseln der Nase zu verstehen gab, daß er erst wissen möchte, was Arthur heute rauche.

"Henry Clay," sagte dieser, „Du kannst beruhigt nehmen, ich habe heute meinen guten Tag."

"Das ist mir lieb," fiel Benno ein; „ich lenne Dich, — Du bist ein starker Raucher und hast infolge-

dessen ein wenig den Geschmack verloren. Es giebt aber Stunden für mich, in denen mich eine schlechte Cigarre zur Verzweiflung bringen kann. Und gerade jetzt bin ich in außerordentlich guter und frohmütiger Stimmung. — nein, weißt Du, Arthur, was ist diese kleine Maier für ein reizendes Geschöpfchen!"

Damit war das Eis, das bisher noch dem Strome der Unterhaltung hemmend entgegentreten, endgültig gebrochen. Arthur nickte wohlgefällig lächelnd mit dem Kopfe.

"Nicht wahr?" meinte er. „Allerhöchste Hochachtung! Im Übrigen, — ich weiß nicht, wer mir lieber wäre, die kleine Maier oder Erna Halem. Du, höre einmal, diese Erna ist auch ein prächtiges Mädchen! Man meint zuerst, in ihren blauen Taubenaugen stecke nicht viel, wenn man sich aber ein Viertelstündchen mit ihr unterhalten hat, wird es plötzlich eigenartig warm in ihren schönen Augen, als sprudle irgendwo auf dem Grunde dieses klaren, blauen Bergsees eine heiße Quelle auf, — oder als öffne sich gleichwie auf einem Scham die Wunderpforte zu einem reichen und herrlichen Innenselben. Ich gebe Dir ja Recht: Röschen Maier mit ihren reizvollen Gesichtszügen, die in ihren Schönheitslinien halb an Sulamith und halb an den leckeren Soubretten-Typus erinnern, ist umstreitig pittocker, und ich selbst bin, wie Du weißt, nie ein Verächter dieses Genres gewesen, — aber in der stillen, stolzen, vornehmnen Schönheit Erna's liegt doch ein etwas, das ich vorziehen möchte."

"Geschmackssache," entgegnete Benno trocken. „Für das Schönheits-Ideal der Griechen hab' ich mich nie so recht erwärmen können. Ich bin kein Freund des Regelmäßigen, und daher könnte mich eine hübsche Zigeunerdirne unter Umständen mehr anziehen, als eine Venus von Medici. Regelmäßigkeit der Linien bedingt immer eine gewisse Starrheit, und ich liebe sprühendes Leben, keine plastische Ruhe."

So sprachen die Beiden noch weiter von ihren Schönheits-Idealen und tranken während dieser lehrreichen und anregenden Unterhaltung nach und nach eine zweite Flasche aus. Dann bekam Benno, dem es inzwischen warm geworden war, plötzlich Appetit nach etwas Kaltem, und da auch Arthur erklärte, die Temperatur im Locale sei merkwürdig gestiegen, so bestellte man gemeinsam eine Flasche Pommery Extra-Dry.

"Sieh' einmal, mein Sohn," nahm Arthur wieder das Wort und füllte die Schalen mit dem bernstein-gelben Mousseux, nachdem er vorher sorgfältig den Brandstempel auf dem Flaschenkorke geprüft hatte, „was Du da Alles sagst, mag ja von Deinem Standpunkte aus nicht ganz unrichtig sein. Wohlverstanden aber nur von dem Standpunkte aus, den Du augenblicklich einnimmst. Dieser Standpunkt kann sich indessen sehr leicht verrücken. Wenn Du Dich in eine junge Dame verlieben solltest, die der Venus von Medici ähnelt, so wirkt Du diese für bei Weitem schöner erklären, als — beispielsweise die Bacchantin Kalide's, die doch sonst ungefähr Deinem Schönheits-Ideale entsprechen würde."

"In eine Venus von Medici würde ich mich aber überhaupt nicht verlieben, da ich ein Mensch von Grund-sätzen bin," erwiderte sich Benno. „Wenn ich mich verliebe, so wird das holde Wesen meiner Neigung durchaus und ganz meinen eigenen Ansichten von weiblicher Schönheit entsprechen, und ich wiederhole Dir, daß ich ein pittockes, geistvolles, wenn auch ganz unregelmäßiges Gesichtchen und eine zierliche, graciöse, elastische Figur thurmhoch über Deine vielgerühmte griechische Formen-strenge stelle! Basta."

"In Deinen Schilderungen fehlt immer und immer wieder das liebliche Röschen als Dein Ideal zurück," lächelte Arthur ein klein wenig spöttisch. „Sei offen, mein Junge: Amor, der Schall, hat Dich doch so ein Bißchen verwundet? Benno, bist Du verliebt?"

"Ich denke nicht d'r'an."

"Du denkst nicht daran, — nun, offen gestanden, das ist mir angenehm. Nicht etwa, weil mir der Kosenname Maier mißfällt, — o, bei Gott, darüber bin ich hinaus! Aber ich glaube, Du würdest hart kämpfen müssen um dieses niedliche Röschen, sehr hart. Der alte Geheimrat ist ein Starlkopf und trotz seiner Freundschaft mit Halem-Pascha ein Gegner der Aristokratie von Geburt, ein enragierter Fortschrittsmann, der sein Töchterchen nimmer Einem aus unseren Reihen zur Frau geben würde. Ich weiß das aus bester Quelle."

Benno lächelte, — wir könnten behaupten, sehr gering-schälig. Er stäubte die Asche seiner Henry Clay am Teller ab und trank dann schnell seine Schale Selt aus.

"Das Alles wären Hindernisse, die für mich nicht existiren würden, wenn ich wollte," gab er zurück. „Ich bin weder stolz, noch eitel, noch eingebildet auf meine irgendwelchen äußeren oder inneren Vorzüge. Aber, — Du lieber Gott, einen hartherzigen Vater zu bezwingen und ein Mädchenherz zu erobern, — das sollte mir wahrhaftig nicht schwierig werden! Du bist ein komischer Kerl, mon Arthur. Was würdest Du denn sagen, wenn ich Dir schlankweg erklären wollte: gib' nur alle Hoff-

nungen auf Erna von Halem auf. — ich weiß natürlich gar nicht, ob Du solche in Deinem innersten Herzen nährst, aber ich nehme das beispielshalber an, — denn der alte Pascha will seine blonde Tochter mit ihrem Better Archimbold verheirathen, um durch diese Ehe wieder in den Besitz von Mergenthin, dem alten Familienfideikommiss, zu kommen. Das Letztere übrigens nicht nur beispielweise, — das weiß ich bestimmt."

Jetzt fühlte sich Arthur in seiner Ritterehre gekränkt, und nun lächelte auch er mit Geringsschätzung.

"Sei so gut," entgegnete er, "da müßte ich doch jegliches Selbstvertrauen verloren haben, wenn ich es nicht mit diesem schalen, langnasigen Archimbold aufzunehmen wogte! Oho, — das ist etwas ganz Anderes, mein Lieber."

"Es ist dasselbe, genau dasselbe. Mergenthin ging den Halems im vorigen Jahrhundert durch irgendwelche eigenartig verzwickte Umstände verloren und auf jene Seitenlinie über, die gegenwärtig auf Archimbold's grünen Augenäugern ruht. Des Pascha's Herzewunsch ist es, den werthvollen Besitz wieder an sein Geschlecht zu fesseln, und da Archimbold nach dem Tode seines Vaters laut Familienbeschlüß und königlicher Erlaubniß gleichfalls den Namen Halem annehmen durfte, so liegt dem alten Herrn an einer Verbindung seiner Erna mit dem langnasigen Musjo ungemein viel. Du würdest Dich also vergeblich bemühen, mein guter Arthur . . ."

Der gute Arthur, dem der Beaujolais und der Pommery das Blut bereits etwas hastiger durch die Adern trieb, geriet in gesunde Erregung. Sein hübsches und sehr gutmütiges Gesicht hatte sich lebhaft geröthet, und die Spuren des sauber gepflegten Schnurrbartes kräuselten sich drohend empor.

"Schön," sagte er; "also Du hältst mich nicht einmal für Mannes genug, diesen albernen Archimbold aus dem Felde zu schlagen?"

"In diesem Falle nicht, — wirklich nicht, mein guter Arthur."

Arthur trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte den Jatinipa-Marsch.

"Schön," sagte er noch einmal, "so proponire ich Dir eine Wette. Binnen drei Monaten, von heute ab gerechnet, werde ich mit Erna von Halem in aller Form Rechthens verlobt sein!"

Benno stellte das Glas, das er soeben an den Mund setzen wollte, wieder auf den Tisch und brach in ein helles Gelächter aus. Dann wurde er plötzlich auffallend ernst, trank langsam sein Glas leer und sagte mit beinahe feierlicher Stimme:

"Lassen wir das, Arthur. Mit solchen Dingen ist nicht zu spaßen. Das ist frivol."

"Rein, — aber es sind Ausreden Deinerseits," fiel Arthur ein. "Ich werde um Erna von Halem werben, weil, — eh nun, weil ich verliebt in sie bin! Wenn ich mit Dir wette, daß mir meine Werbung binnen drei Monaten glücken wird, so ist das meiner Ansicht nach ebensowenig eine Frivolität, als wenn Du mit mir wetten wolltest, daß Du im Verlaufe derselben Frist der glückliche Bräutigam Röschen Maier's sein würdest, — eine Thatache, die ich allerdings für ausgeschlossen halte."

"Natürlich," nickte Benno, nun ebenfalls erregt, — "du böser Beaujolais, du scharfer Pommery Extra-Dry! Dir gelingt alles im Handumdrehen, spielend, — veni, vidi, vici! — aber mir? . . . Es ist gut, mein Lieber, ich werde Dir etwas sagen: ich nehme Deine Wette an und proponire als Gegenwette, daß ich in drei Monaten gleichfalls verlobt sein werde, und zwar mit Röschen Maier. Jawohl, mit Röschen Maier, in die ich bis über beide Ohren und weit darüber hinaus verliebt bin, — verliebt bin, hast Du mich verstanden? Ich werde den alten Commerzienrath schon herumkriegen, oho, und wenn ich meinen Adel ablegen und selbst Fortschrittsmann werden sollte! Eugen Richter soll seine Freude an mir haben! Also abgemacht, wir wetten!"

"Kellner!" schrie Arthur, "noch eine Pommery! . . . Also wir wetten, — gut, aber um was?"

"Ja, um was? Um einen Doppellohr Selt, — pfft, nein, das wäre unwürdig! Um eine, — nein, das geht auch nicht! Um, — ah, Arthur, ich hab's: wir wetten um ein Linsengericht!"

"Um ein, — entschuldige, ich habe etwas von Linse verstanden, und das kann doch unmöglich Dein Ernst sein!"

"Mein vollster Ernst! Aber ich sprach symbolisch, allegorisch, — sagst du, ich finde den richtigen Ausdruck nicht mehr! Ich meine, wir wetten um unsere Erstgeburt, die bekanntermaßen etwas dunkel ist, um die siebenundneunzig Minuten Unterschied, die den Moment

unserer Geburt trennt, also um das Besitzrecht auf das rheinische Majorat!"

"Um das rheinische Majorat!" fiel Arthur dröhrend ein, — "o du scharfer Pommery Extra-Dry! — das ist doch noch ein würdiges Object für diese würdigste aller Wetten! Der Gewinnende ist der Ältere von uns Beiden und bleibt es für Zeit und Ewigkeit, und der Verlierende vertheidet sich in dem Gedanken, der Jüngere zu sein . . . Nun aber noch eins: wenn wir alle Beide verlieren?"

(Fortsetzung folgt.)



Nachdruck verboten.

### Kater Heinz.

Skizze von Robert Heddin.

Mit einer Zeichnung von Ludwig Dettmann.

**H**eine grüne Sommerfrische in der Nähe der Hauptstadt, — ein niedriges, altes Haus mit doppelt gebieltem Dache, vollglänzender Sonnenchein . . . Man hört eine jubelnde, jugendfrische Stimme: "Heinz, führ, einziger Heinz!"

Der junge Mann im leichten Sommer-Anzuge, der bequem schlendernd des Weges kam, stutzte, als er sich so liebenswürdig apostrophiert meinte, doch ehe er sich noch nach der Unschärfe umsehen konnte, flog die alte Eingangspforte auf, und ein an der Grenze der Kindheit stehendes Mädchen mit liegenden, rothblonden Haaren schoß, ohne sich um ihn zu kümmern, an ihm vorbei, — im Wettkampf mit einem zierlichen schwarzen Kätzchen, das mit weiten Sprüngen in die Landstraße hinausrannte.

Erst die höfliche, aber ziemlich laute Begrüßung des Fremden hielt sie auf.

"Treffe ich Herrn Hofrat Erlingen zu Hause?" fragte er, erschauend in die groß aufgeschlagenen, veilchenfarbenen Augen vor ihm sehend.

"Papa? . . . Gewiß," nickte das Mädchen, das groß und schlank vor ihm stand, — der Ausdruck des reizenden Gesichtes aber war ein vollkommen ländlicher, neugieriger.

"Papa erwartet . . . ah, beim Anubis! Da sind Sie —?"

"Dr. Heinrich August, ja wohl!"

"August, August," wiederholte sie melancholisch, „als ob wir an den einunddreißig Tagen des August nicht genug hätten! Mein Taschengeld . . ." sie stochte und schob den kleinsten ihrer Finger in den Mund. Als sie den Blick des jungen Mannes gar so eindringlich prüfend auf sich gerichtet sah, drehte sie sich

blitzschnell um und rief: "Ja, eine Vitrine zum Anschau'n bin ich ja nicht, — o Isis! Adalise Erlingen verbietet sich das!"

"Was tanzend! meine kleine Spielmaus?" jagte er jetzt herzlich lachend, „wie haben wir uns beide verändert! Vor ein paar Wochen schüttete ich ja noch die hübschste Nachbildung einer Tanagroerin, die ich finden konnte."

"Ja! Abscheulich . . . Sie schrieben dazu: „als Puppe für die kleine Didi", — ich habe den Delgothen vergraben, wissen Sie das?"

"Bitte unterthänigst um Vergebung des begangenen Verbrechens," bat der junge Doctor mit demütig abgezogenem Hut, „ich dachte, daß junge Mädchen noch . . ."

"Denken Sie immerhin, was Sie wollen!" entschied sie gnädig, „aber jetzt möchten Sie doch wohl zu Papa? . . .

Heinz, hierher! . . ."

Das schwarze Kätzchen in den Arm nehmend, ließ sie flinken Fußes voran.

Dr. Heinrich August, Privatdozent der Universität G., hatte zwei volle Jahre im Lande der Hellenen zugearbeitet und war, da die Hauptstadt bei seiner Rückkehr von allen Freunden und Bekannten verlassen, dem älteren Collegen auf seinen ländlichen Hof nachgereist, um dem berühmten Ägyptologen die Grundzüge seines neuzeitlichen Werkes über „die Ausgrabungen im Persepolitan der Acropolis“ mitzuteilen.

Alle Räume des alten Hauses waren, der Sammlungsleidenschaft Professor Erlingen's nach, möglichst einheitlich in ägyptischem Stile eingerichtet, und die Haussleute waren so gewöhnt an das Sitzen der Isis, wie an das moderne Klavier, und das Tem galt ihnen als ebenso gefährliche Waffe, wie der schneidigste Kavalleriesäbel. Die Kinder verehrten Amenhotep den Großen fast wie Joseph II., und ihre kindliche Andacht verrichteten sie gleich eifrig vor dem Felsentempel von Abu Simbel, wie in der heimischen Kirche. Die Kühe im Pachthofe musteten schwarz sein mit weißem Stern, wie der Apis, und Lasten fortzubewegen, anders auf ägyptische Weise, wäre unerhört gewesen! Kein Wunder daher, wenn die sechzehnjährige Didi nicht höher schwirrte, als bei den Göttern Ägyptens.

In der Eingangshalle, unter Syltoreen und Tamarisen, standen die Nachbildungen der berühmten Pyramide des Cheops und über Adalise's Bettchen hielten die Engel Mumkar und Nefir Wacht.

Eine Hausfrau hätte vielleicht gegen die Aufstellung einer Mumie, — einer edlen! — Protest erhoben, aber es gab keine Frau im Hause des Hofrates. Adalise hatte die Mutter beim Eintritt in's Leben verloren, und so wuchs das Professor-Döchterlein heran, halb eingezwängt in die Vorstellungen einer längst verunkrauteten Welt, halb umgebunden und zügellos, wie der Steppenwind, der über weite Ebenen rast.

Bei Tische, — es waren als besondere Werthschätzung Brödchen aus Mumienweizen gereicht worden, — hatte Didi eifrig und artig den gelehrt, — protest erhoben, aber es gab keine Frau im Hause des Hofrates. Adalise hatte die Mutter beim Eintritt in's Leben verloren, und so wuchs das Professor-Döchterlein heran, halb eingezwängt in die Vorstellungen einer längst verunkrauteten Welt, halb umgebunden und zügellos, wie der Steppenwind, der über weite Ebenen rast.

"Ich habe noch einen Band Lepius und die leichte Broschüre Brugich-Bey's durchzugehen," sagte sie ernsthaft.

"Ja, Kind, — und sei so freundlich, mir die handschrift von Rosette nochmals sauber zu copiren,

"Du weißt, die von 1799."

Der Professor sah ihr schmunzelnd nach.

"Sie hat den Geist des Alterthumes gut erfaßt," sagte er wohlgefällig, „neulich entzifferte sie mir ein paar Hieroglyphen aus Denderah, als sei sie Champollion selbst. Mein kleiner Samulus macht meiner Erziehung Ehre!"

Der junge Privatdozent fuhr mit der Serviette ein paar Mal energisch über den Schnurrbart, um das Lächeln zu verstecken, das in seinen Mundwinkeln zuckte.

Zum Garten, der weitläufig und verwildert sich dem Hause anschloß, stand eine riesige Cypress. Auf der Lehne der Bank darunter hatte Didi einen Stützpunkt für ihr Züpfchen gefunden, sie selbst saß im Gras und ließ sich vom Winde wiegen, die Arme verschränkt unter dem Kopfe, den Kater im Schoße, beide blinzelnd im Sonnenchein.

Brugich und Lepius lagen einträglich am Boden, und die Wiegenräder ritten lustig darüber hin. Suchte Dr. Heinz auch hier Versteckhut, — oder lockte ihn sein Namensvetter? Wenigstens sah er aufmerksam forschend in alle Büsche und kam recht eifrig des Weges her.

Da, — es mochte wohl des Stillstehens werth sein, das Bild des schlanken Mädchens im leichten weißen Kleide, das goldhaarige Kätzchen in dem dünnen Grün vergraben, und die langen, schwarzen Wimpern über den zarten Wangen schwabend.

Dr. August hielt den Athem an, um den lieblichen Eindruck nicht zu stören . . . Aber die Sinne der kleinen waren scharf ausgebildet, — schon zuckten ihre Füße, und mit einem Satze sprang sie von ihrem hohen Standpunkte herab.

"Wie schade!" sagte Heinz, rasch nähertrittend, „warum blieben Sie nicht auf Ihrer Höhe?"

"Reinen Sie, daß ich herabsteige, wenn ich neben Sie trete?" sagte sie spöttisch, „nun, dann erläutern Sie gefälligst meinen Divan."

Sie schwang sich geschickt wieder auf den verlassenen Sitz und wies mit einer förmlich souveränen Handbewegung auf den Platz neben sich.

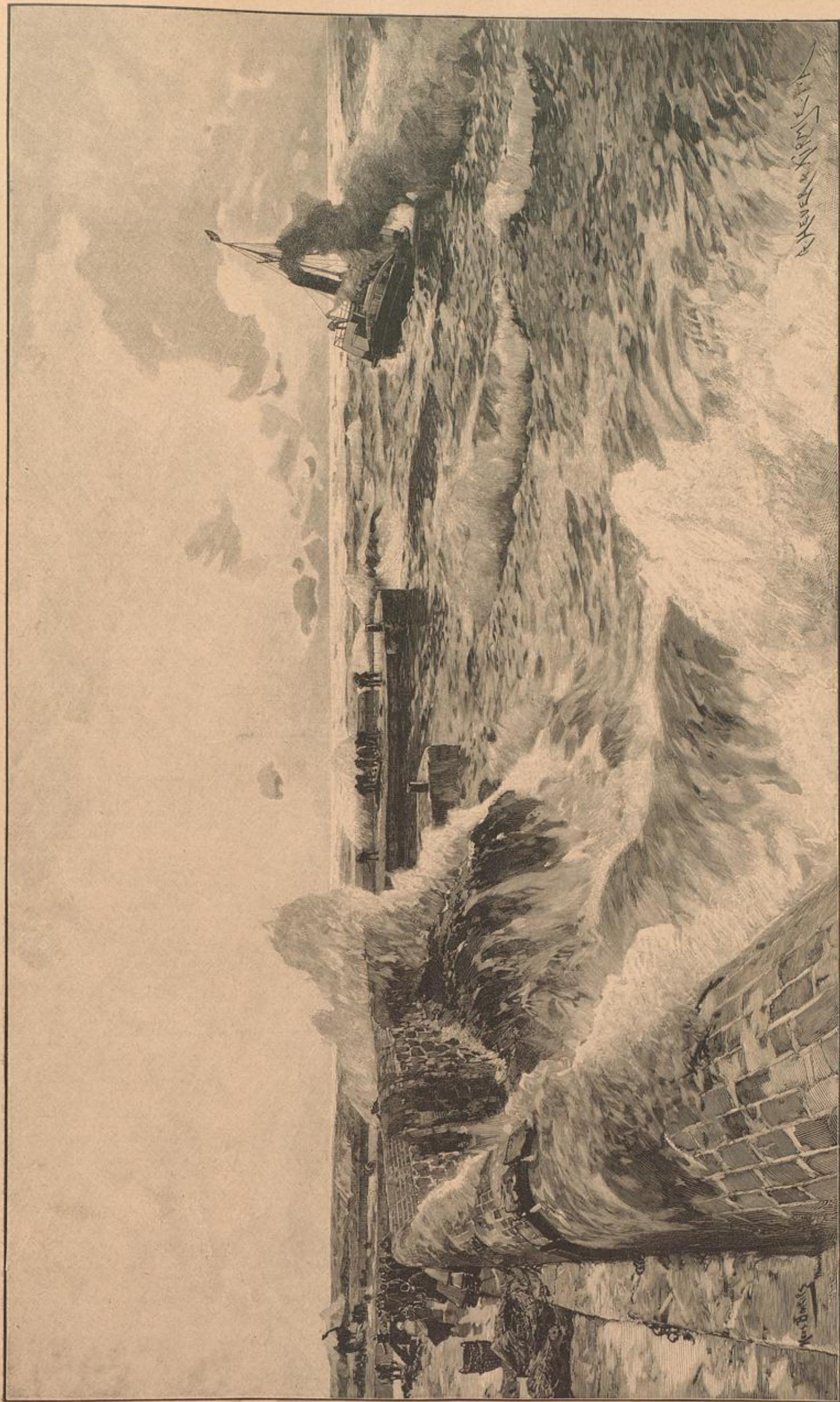
Der junge Gelehrte installierte sich, so gut es gehen wollte, auf dem schwankenden Sophie; er dachte im Stillen, wie lächerlich seine gedrückte, gezwungene Stellung sich neben der agilen Grazie des Wildfangs ausnehmen müßte.

Der Wind, der den großen Baum immer bestiger schaukelte, rauschte in den Saiten einer Aeolharfe, die das einsame Mädchen in den Zweigen aufgehängt, — die Töne zogen fliegend durch den Garten, und ein schwermütiger Schatten fiel über Adalise's Züge.

"Täglich suche ich die Worte zu diesen Klängen und finde sie nicht," sagte sie mutlos, „ich möchte Balbilla sein, um sie nachhören zu können."

"Was? Wen nennen Sie?" fragte er erstaunt.

"Heiliger Osiris, das wissen Sie nicht? Balbilla, die Dame der Gemahlin Kaiser Hadrians, Sabina, verfaßte Ge-



Sturm auf Bornholm. Von Hans Bartels. — Siehe Seite 103.

Das Original befindet sich im Besitz Gr. Malchits des Radlers Wilhelm II.

dichte in dölfstrender Mundart auf das Tönen des Memnon, — sie sind auf dem rechten Beine des einen Memnon-Kolosses eingegraben," berichtete sie, verwundert über seine vermeintliche Unwissenheit, "wofür sind Sie Armer denn habilitiert?"

"Nur für alte Geschichte!" bekannte der scheinheilige Heinz in läglichtem Tone. Sie fühlte die Rekretet und richtete sich sampaftbereit auf.

"Die Männer sind eingebildet und annahmend, — das ist auch nur eine alte Geschichte," gab sie naivweis zurück, "nicht grämt das nicht! Gelt Heinz, wir sind die Klügeren?"

Sie drückte das schwarze Sammettuch an die Lippen und lehnte sich noch behaglicher zurück.

"Ich fürchtete schon, als ich Ihre böse Miene sah, Sie würden davonaufausen! Es ist bibisch von Ihnen, schlimmes Fräulein, daß Sie mir treu bleiben."

Ihre großen Augen blitzen.

"O, Sie halten für Treue, was nur Bequemlichkeit ist! Wer neben mir sitzt, ist mir ganz egal. Vollkommen!"

"Mir nicht! Ich bin ausschließlich, — jede Theilhaberschaft, die ich nicht wünsche, macht mir Pein. So zum Beispiel ertrage ich die Nachbarschaft dieses Thieres nicht," sagte er seltsam ungeduldig, als ihre roten Lippen wieder und wieder das ründliche Skatenköpfchen liebkosten, "Sie verschwinden."

Und sich hastig vorbeugend, sah er das Raterchen nicht gerade sanft beim Halse, daß es ein jämmerlich angstvolles Wimmen hören ließ. Zornsprühend fiel Didi ihn an:

"Barbar, wie können Sie es wagen, sich an meinem Liebling zu vergreissen! Wissen Sie vielleicht wieder nicht, daß diese Geißöpfchen geheiligte Thiere in Aegypten waren? Den schmählichsten Tod hätten Sie für Ihre Minethat leiden müssen, wenn Sie nicht — leider! — um ein paar Tausend Jahre zu spät auf die Welt gekommen wären! Ich sehe schon," fuhr sie heftig und stürmisch atmend fort, "Sie sind auch so einer, der sich in ein friedliches Haus einschleicht, Ausrufe sucht und sich brüstet, um sich an die Stelle der alten Freunde zu setzen, und der dann am Ende die Tochter zur Frau will! O mein lieber Herr Privatdozent, daran wird nichts, das sage ich Ihnen gleich, mir ist der Rater Heinz viel lieber, viel tausendmal lieber, als der Doctor Heinz, — ja!"

Vestürzt und interessirt zugleich sah der junge Mann in das thränenüberströmte Gesicht, die Beilchen-Augen glänzten doppelt tief durch den feuchten Schleier.

Die ganze Mädchen-Unschuld dieses gelehrten kleinen Frauen-Exemplares lag in den sturmischen Worten, mit denen sie sich gegen etwas wehrte, das Besitz von ihrem innersten Wesen ergriffen wollte. . . . Kein Wunder, daß er, der so viel im Leben erfahren, verloren und verwundet, entzückt vor dem ungeberdigen Kind stand, das unbewußt im Trost schon ihre Bewegung verriet.

Sie schluchzte noch, aber suchte sich zu fassen.

"Gehen wir," sagte sie gedrückt, sich ihrer unschönen Gestigkeit erschrockt bewußt werdend, "kommen, mein Heinz!"

Die weichen Lauten, mit denen sie die wenigen Silben sprach, gingen ihm bis knapp an's Herz. Wie gern hätte er gehorcht, wenn sie ihn gerufen: "Komm, mein Heinz . . ."

Er nahm sich vor, recht ernst und läßt zu sein, um das schwere Kind nicht zu erschrecken, — am liebsten freilich hätte er sie gleich in die Arme geschlossen und das liebliche Gesicht mit Küschen bedeckt.

Um sie zu beruhigen, fragte er nach ihren Studien, und da gab sie bereitwillig Auskunft.

"Ich lerne gern, bin ich doch so viel allein, auch im Winter, wenn Papa zu den Vorlesungen in die Stadt fährt. Werden Sie seine Vorträge über die Papriki von El Zayum anhören? Papa versprach mir, mich nächstes Jahr nach Arzinoë mitzunehmen."

Nein, dies reizende, welsfremde Kind sollte nicht allein unter dem Schutze des gelehrten, zerstreuten Vaters so weit reisen! Wo jeder diese Füge anstarren durfte und irgend ein Freuder diese holde Blüthe für sich erobern sollte! Er hoffte ihr schon, diesen Freunden! Nein, Schäfe müßten dem Lande erhalten bleiben, besäßlos Heinz in der idealistischen Nationalökonomie seines Herzens; freilich, um ihr Boden und Herd zu bereiten, mußte erst der „Persefchuit“ gefüchtet sein, der ihm die Professur verbürgte . . . Arbeit genug, aber: Junge Kraft, Wunder schafft!

"Nach Arzinoë?" fragte er scheinbar gelassen, "solche Reisen erfordern große Vorbereitung. Griechisch verstehen Sie wohl nicht?"

"Neugriechisch allerdings nicht," gab sie kleinlaut und ganz beschämmt zu, "Papa war nicht dafür, aber ich schlage mich vielleicht mit dem alten durch."

"Wirklich? — Wie hätte ich mir träumen lassen, heute einen Jugendwunsch erfüllt zu sehen," sagte er scherzend, "eine Dame kennen zu lernen, die den Homer im Urtert liest! Gingen doch alle meine Träume so in Erfüllung," schloß er ein wenig seufzend.

Sie sah ihn mitleidig an.

"Ja, was wünschen Sie denn noch?" fragte sie eifrig.

"Ihr Herz!" — es entschlüpfte ihm nun doch wider Willen.

"Kun, da sehen Sie!" schmolte sie, aber lange nicht mehr so böse, wie vorher, "ich fürchte, Heinz wird absolut nicht heißen wollen!"

"Und ich erßt recht nicht!" sagte er, schwankend zwischen Ernst und Scherz, "dies Herz müßte ganz mir, und nur mir gehören . . . ich müßte es hüten und pflegen im Reimen und Wachsen seines Fühlens, es die Welt erkennen lehren und doch davon beschützen, so warm und tren, als ich nur könnte; es sollte mir Alles sein in seiner unschuldigen Güte, aber auch ich müßte darin herrlichen, ganz allein, keine Nebenbuhler, auch nicht Heinz . . ."

Sie hatte ihn mit immer wachsendem Staunen angehört, atemlos, mit weit offen Augen; eine Rojenglüh, die den Wangen entkleinte, stieg immer weiter, bis über den Hals und die winzigen Ohren . . . dann schlug sie die Hände vor die Augen und lief wie ein Reb den breiten Gartenweg hinab. Man hörte ihr hell jauchzendes „Papa, Papa!“ und das Niederrasseln der außerordentlich getrennen Copie des Tempels des Amon Rê, die sie im eiligen Laufe umstieß.

Still lächelnd folgte der junge Gelehrte . . . Die „Ausgrabungen im Persefchuit der Akropolis“ erschienen nächstens, und dann, — ja, Rater Heinz, was wird dann aus Dir? . . .

Nachdruck verboten.

## Die Kunst der Küche.

Bon Gregor Samarow.

**D**iese liebenswürdigen Leserinnen werden sich vielleicht wundern und uns gar der Annahme zeihen, wenn wir den Soh aussstellen: In unserer heutigen Zeit, welche so viele Probleme des Culturnlebens auf materiellem Gebiete gelöst hat, welche die Fernen verbindet, die Meeresläden ergründet, die Wollenhöhen durchsucht und selbst die Ausbrüche der Feuerstätten im Innern der Erde an kritische Tage zu fixiren weiß, diejer Zeit, welche das Culturnleben mit Siebenmeilen-Stiefeln vorwärts führt, zielt es auch, ein schweres Verhängnis nachzuholen auf dem Gebiete der Künste. Es gilt, eine Kunst der Küche zu schaffen und nach festen Regeln aufzubauen, welche der genialen Inspiration das rechte Maß und die rechten Mittel bieten soll, die ebenso in den Gelehrten der Natur begründet sind, wie Alles, was der menschlichen Schöpfungskraft als Werkzeug dient. Denn darin unterscheidet sich ja die Schöpfung des Menschen von dem göttlichen „Werke“, daß der Mensch nicht mit dem Blick des Willens den Gedanken zur verkörperten That erheben kann, sondern mühsam die Kräfte der Natur vereinen muß, um den Gedanken, der jähnd in seinem Geiste ausblüht, zur That zu gestalten und in die Form zu fügen. So geht es mit den Künsten. Sie sind alle empirisch entstanden, — das heißt erfahrungsmäßig aus den Versuchen hergewachsen, den Gedanken in der Form darzustellen. Dann hat man die Gesetze gefunden, nach denen die Form sich harmonisch bilden muß, man hat diese Gesetze gesammelt und geordnet und ist so zum künstlerischen Schaffen gekommen. Die Poesie war zuerst ein freier Erguß der Gedanken und Empfindungen, bis man es lernte, das Wort, diese wunderbare Werkverarbeitung des göttlichen Odens im Menschen, nach den Gesetzen der Ästhetik und der Metrik in harmonische Form zu fügen; man hat die Klänge der Natur zur Musik und die Farben des Regenbogens, in Pflanzenhäuten und Metallen wiederkehrend, zur Malerei nach den so einfachen und doch so tief sich oft verborgenden Gesetzen der Natur entwickelt.

So haben wir heute eine Kunst für den Geist und die Empfindung, — das ist die Poesie, die Mutter der übrigen, — wir haben bilden Künste für das Gesicht, — und die Musik für das Gehör.

Nur dem Geschmacke allein fehlt seine Kunst, an welcher dieser mit den übrigen zum harmonischen Lebensgenuss gleich wichtige und gleich berechtigte Sinn sich erläben, bilden und veredeln könnte. Denn wahrlich, der Geschmack steht nicht hinter den anderen Sinnen zurück, seine Ausbildung unterscheidet uns von dem Thier, das dem Instinkte folgend seine Nahrung einfach verschlingt, während die Pflege des Geschmackes nicht nur die Freude und das Behagen am Leben erhöht, sondern auch die richtige Wahl und Zusammenziehung der Nährmittel finden lehrt, welche so überaus wichtig ist um die menschlich seinen Nervenstoffen, die unsere geistige Arbeits- und Schöpfungskraft bedingen, zu freier und leichter Thätigkeit zu befähigen und anzuregen. Der ungebildete Geschmack verschlingt ohne ästhetischen Genuss Massen von folsch zusammengelebten Nährmitteln, welche die Organe des Körpers theils überladen, theils durch die Entbehrung wichtiger Anregungsmittel verkümmern lassen, — der arme Geschmacksinn ist das Stiessind unter seinen Brüdern, das theils vernachlässigt, theils zu Unvergnügt und Unnatur verzogen wird. Aber, werden die Damen sagen, wir haben ja doch eine Kochkunst. Jedermann spricht davon, sie hat glänzende und berühmte Vertreter, und man lernt sie aus vielen Büchern! — Nein, — antworten wir, — nein, meine Damen, wir haben noch keine Kochkunst, oder wenigstens steht sie noch auf der ersten Stufe der künstlerischen Entwicklung, nämlich der Empirik, der erfahrungsmäßigen Nachahmung einzelner Schöpfungen, welche der Zufall oder eine geniale Inspiration hat entstehen lassen, und welche nun mehr oder weniger geschickt wiederholt werden.

Wollen wir die Kochkunst, — oder die Kunst der Küche, wie wir lieber sagen möchten, — mit der Musik vergleichen, mit der sie wohl am meisten vergleichbar ist, so müssen wir sagen, daß das Bischen, was man Kochkunst nennl, eigentlich nur einem Leierkasten ähnlich ist, — vielleicht einer außerordentlich wohltingenden Spieluhr, — die Bielen, die durch Zufall hier oder dort zusammengestellt wurden, treten immer wieder und in immer gleicher Gestalt auf, — nur mehr oder weniger gut ausgeführt. Ein „Kochbuch“ enthält nach der Nummerreihe eine Anzahl Recepte, — der Koch oder die Köchin locht sie nach, — und dabei bleibt es. Die nach bestimmten Gesetzen arbeitende Composition fehlt, welche allein im Stande ist, die stets neu schaffende Abwechselung zu bieten und der Kunst der Küche den Weg zu öffnen. Eine Harmonielehre des Geschmackes wird den Küchenkünstlern die Möglichkeit gewähren, nach den allgemeinen Regeln aus Allem, was ihnen zur Verfügung steht Neues und Schönes zu schaffen, ohne eines Receptes zu slavischer Nachahmung zu bedürfen.

Die Musik hat ihre sieben Grundtöne, — durch halbe Töne und, bei der Bioline z. B., durch noch feinere Übergänge vermehrt. Aus diesen Grundtönen setzen sich die Accorde, die Harmonien, die Melodien zusammen und ordnen sich endlich zu Oratorien und großen Opern. Die Grundtöne bleiben immer dieselben, — aber freilich klingt das ganz gleiche, vollkommen correct stimmende C, zum Beispiel, doch wieder ganz anders, wenn es auf dem Klavier angeklungen, auf der Trompete geblasen oder durch den Bogenstrich der Saite entlockt wird, — wodurch sich denn eine unendliche und nie zu erschöpfende Mannigfaltigkeit aus den allereinfachsten Elementen entwickelt.

So gibt es auch für den Geschmack unabänderliche, einfache Grundtöne, welche ebenso wie bei der Musik vieler Modulationen fähig sind und ebenso auch wieder ganz anders den Gaumen berühren, je nach dem Stoffe, in dem sie gebunden sind. Diese Töne haben ihre Gesetze, — ihre Harmonie und ihre Dissonanzen, und an der Hand dieser Gesetze bildet sich die Composition der Küchenköpfungen vielleicht zu einer Kunst aus, die aus sich selbst heraus, mehr oder weniger genial, aber immer selbständig producirt und zur Vollendung ihres Werkes nur noch der Technik bedarf, welche der Instrumentation und der Geschicklichkeit des Vortrags in der Musik entspricht. Beides kann vereint, — aber auch getrennt sein, — eine Hausfrau kann ihre Compositionen selbst instrumentiren, oder auch durch einen Koch oder eine Köchin ausführen lassen.

Wird auf diese Weise die Kunst der Küche entwickelt, so wird nicht nur die Ernährung richtiger und heilsamer sein, sondern

der gebildete und gepflegte Geschmack wird uns ohne falsche Gourmandie oder gar Völker edle und steis wechselnde, überraschende, und darum auch geistig anregende Genüsse voll Poetie bieten. Man wird dies nicht Materialismus und Sinnendienst nennen dürfen. Denn in der Materie leben wir einmal auf Erden, in den Sinnen sind wir Menschen. Unsere Aufgabe ist es, Materie und Sinnengenuss so hoch als möglich zu der geistigen Welt emporzuheben, — und das geschieht eben durch die Kunst.

Auch wird man nicht sagen können, daß eine hoch veredelte Küche nur für die vornehmen und reichen Leute erreichbar sei. Durchaus nicht. Jeder Geschmackston knüpft sich an kostbare und einfache Stoffe, und jede Composition kann vielfach complicirt oder auch ganz einfach sein, der edle Genuss daran liegt immer nur in der richtigen Harmonie. Bietet uns nicht die Musik hoch complicirte Compositionen, welche ein glänzendes Opernhaus, ein kostbares Orchester und noch kostbarere Sänger und Sängerinnen verlangen, — aber sie bietet uns auch das einfache Volkslied, und schwer möchte es oft zu bestimmen sein, wo der höhere Genuss zu finden ist.

Treten wir nun an, die Grundlagen der Kunst der Küche heran, so finden wir, — als Rezitat eingehender Studien, — wunderbarer Weise sieben Töne des Geschmackes, — ebenso wie bei der Musik, — und wie auch das Licht sich vor unserem Auge in sieben Farbtönen theilt.

Diese Töne des Geschmackes sind: Zett, süß, sauer, bitter, Beizsäurte, Salz und endlich das Erdarom. Das letztere haben wir in der That erst nach längerem Suchen gefunden; es liegt in nah, und doch wird man sich nicht so gleich darüber klar, daß es eben einen eigenen Geschmackston bildet.

Sehen wir nun zu, wie sich diese Töne zu einander stellen, so finden wir, ganz wie bei den Tönen der Musik, Harmonien und Dissonanzen. Die Letzteren können künstlich mehr oder weniger leicht gelöst werden, bedürfen aber immer einer sehr sorgfamen und vorsichtigen Behandlung.

Wir bitten die Damen, die wir über unsere Theorie lächeln und den Kopf schütteln sehen, zu prüfen, und sie werden sich mehr und mehr überzeugen, daß wir auch für die Praxis Recht haben. Hier die Grund-Theorie des Geschmackes:

Zett steht in Dissonanz zu Sauer und Bitter und findet sich in allem Fleisch wie in den Pflanzenstäben.

Süß ist derjenige Geschmackston, der sich mit allen übrigen vereinigen läßt, — er findet sich in den Pflanzenstäben und Früchten.

Sauer steht in scharfer Dissonanz mit Bitter, in losbarem Gegenjatz zu Zett, — und findet sich in Pflanzen- und Fruchtfästen.

Bitter steht in Dissonanz mit Zett und Sauer, findet sich in Pflanzenstäben und Mineralien.

Beizsäurte verbindet sich mit allen übrigen Tönen und findet sich in den Gewürzfrüchten und Blättern.

Erdarom verbindet sich ebenfalls mit allen anderen Tönen und findet sich in großer oder geringerer Kraft in allen Producten des Pflanzenreichs und ebenso in allem Fleisch pflanzenfressender Thiere.

Salz steht nur mit Bitter in Dissonanz und findet sich in Mineralien, in Wasserquellen und Pflanzen.

Die Composition der Kunst der Küche unterscheidet sich nur von der Musik dadurch, daß sie nicht wie jene überall über vollkommen reine Töne gebietet, denn sie muß, um die Geschmackstöne rein herzustellen, zur Destillation, Gährung oder chemischen Reinigung greifen. Das Salz ist der einzige Ton, den auch die Natur ziemlich rein herstellt, ebenso findet sich das Erdarom fast ausschließlich in der Trüffel, — stark herrschend, aber mit Süß und Sauer gemischt, in der Erdbeere.

Wir wollen hier die Ton- und Harmonielehre nicht weiter ausführen, unsere Künstlerinnen der Küche werden, davon sind wir überzeugt, die Grundlage für eine wirklich künstlerische Composition, die in dieser Anregung liegt, anerkennen und leicht die weitere Entwicklung derselben verfolgen können. Wir behalten uns vor, die Sache ausführlich in einem besondern Werk zu behandeln und in ein geschlossenes System zu bringen.

Ein Beispiel nur möchten wir heraus greifen, — denn exempla docent, sagen die Lateiner, — die Beispiele belehren am besten, und wir möchten unsere noch skeptisch lächelnden Leserinnen gar zu gern überzeugen, daß es doch wohl besser und auch wohl leichter ist zu komponieren, als nach vorgegebenen Rezepten zu schaffen.

Nehmen wir an, es handle sich darum ein Huhn zu braten. Eine einfache Aufgabe, — und dennoch complicirt sie sich, wenn man ein harmonisches Kunstwerk schaffen will.

Das Huhn repräsentirt in seiner natürlichen Beischaffenheit das animalische Zett und das Erdarom, das es durch seine Nahrung in sich aufnimmt. Beide Töne aber sind sehr gering entwidelt, sehr matt, wenn sie nicht durch ganz besondere Ernährung, welche das Thier mehr oder weniger frisch macht, scharfer accentuirt werden.

Es kommt also darauf an, diese Töne zu verstärken, zu erhöhter Wirkung zu bringen und mit verwandten anderen Tönen zu verbinden.

Zuerst das Zett. Die Fleischfasern nimmt in ihren feinen Gefäßen das Zett ungleich besser von innen, als von Außen durch die Haut auf. Das Begießen allein bräunt und schmeidigt nur die Oberfläche. Man wird also ein dem Hühnertierisch am Meisten verwandtes Zett, — das Schweinefischmalz in gut gereinigter Form in das Innere des Bratstückes bringen müssen, damit es während des Bratens von innen heraus die ganze Faser durchzieht. Dann wird es sich darum handeln das Erdarom zu kräftigen und durch verwandte Töne zu ergänzen. Dazu nimmt man die Trüffel in geringerer Form: man fügt ferner Salz hinzu, das als reiner Ton in der Kochkunst nicht hervortreten darf, aber die Eigenthümlichkeit hat, in richtiger Mischung jeden anderen Ton scharzer zu accentuiren. Dazu fügt man geriebenen Parmesan, der wieder Zett, Erdarom und Salz in sich vereinigt, endlich allerlei Bürzkräuter, welche das Erdarom in sich schließen, und zuletzt ein Glas Madeira, denn der Wein enthält wieder Erdarom, — das milde verbindende Süß und den Alkohol, der jedem Geschmackston eine sozusagen hellere, lebhafte und wärmere Farbung gibt. Der Alkohol ist dem Schwarz in der Malerei zu vergleichen, das keine Farbe enthält und durch den Schatten die anderen Farben scharfer hervorhebt. Aus all' diesen in richtiger Harmonie verbundenen Dingen bildet man eine gut durchgearbeitete Masse, mit der man das Huhn vollständig füllt, um es dann nach den Regeln der Instrumentation schnell bei hellem Feuer zu braten, — sei es am Spieß oder in der Pfanne, — das ist bei richtiger Behandlung ziemlich gleichgültig. Man wird,

wenn der Braten fertig ist, das Zett fast völlig von der Fleisch-

fäher aufgesogen sinden, die dadurch eine außerordentliche Art gewonnen und deren Geschmack zugleich durch das vielseitig verstärkte und schärfer accentuierte Erdarom einen so feinen und duftigen Reiz erhalten hat, daß die beste Poularde von Le Mans hinter der Kunsthöpfung eines so nach den Harmonie-Gesetzen des Geschmackes gebratenen Huhns weit zurücksteht.

Aber, werden die Damen sagen, — ein solches Huhn ist für einen einfachen, sogenannten bürgerlichen Haushalt (beiläufig ein recht falsches Wort, da es gar viele vornehme adlige Häuser gibt, in denen man sparen muß und eine Ehre darin sucht, zu sparen) zu teuer; eine Hausfrau hat nicht immer Trüffeln, Parmesanfleise und Madeira zur Verfügung.

Wir sind auf diesen Einwurf gesetzt und haben es schon Anfangs gefragt, daß die Kunst der Küche und die Harmonie des Geschmackes nicht an den Reichtum gebunden sind, denn jeder Geschmackston hat gar verschiedene Träger.

Geben Sie, meine Damen, unserem Huhn mit der Fettzählung ein Pärre von Sellerie-Carotten, — im Sommer von Erdbeeren. Nehmen Sie statt des Parmesanfisches die unbrauchbaren Rindens des Schweizerküches sein gerieben, — statt des Madeiras abgebranntem reinem Kornbranntwein mit etwas Erdbeer- oder Johannisbeerjohann, und wir möchten die Wette machen, daß die Geschmacksharmonie ebenso vollkommen sein, und Ihr „einfach bürgerliches“ Huhn den gleichen Beifall, selbst bei dem verhöhntesten Gourmand finden wird.

Denken Sie noch, meine Damen, und prüfen Sie, — und finden Sie dann, daß wir vielleicht ein wenig Recht haben, so wollen wir Ihnen gelegentlich einmal wieder eine Skizze aus unseren Studien zum Aufbau einer compositionsfähigen, frei schaffenden Kunst der Küche zur Prüfung vorlegen.

Kritik verboten.

## Sommerrast auf Bornholm.

Von Ernst Freiherrn von Wolzogen.

Siehe die Abbildung, Seite 101.

Schon oft, wenn der großstädtische Sommer meine Reisehabsucht bis zum Siedepunkte erhielt hatte und meine Seele nach reiner, frischer Seeluft leidete, war mein Auge beim Durchstudiren unserer deutschen Küstengebiete auf jenem kleinen Stückchen Dänemark haften geblieben, das, von seinem Mutterlande völlig getrennt, so etwa halbwegs zwischen Hinterponiern und Schweden in der Ostsee schwimmt. Wie hatte ich einen Commerzien-, ja selbst einen Kanzlei-Math lernen gelernt, der je mit seiner lieben Familie nach der Insel Bornholm in's Seebad gereist wäre, und so glaubte ich annehmen zu dürfen, daß ich auf diesem harmlosen Eiland mit ziemlicher Sicherheit dem schmerzlichen Genuss der gänzlichen Entehrung meines geliebten Berlin W entgegenstehen könnte. Ich sah denn auch an einem der glühendsten Tage des jüngst verflossenen Wonnejahres den fühnen Entschluß, ohne Bäderkoffer nach meiner Wunschn-Insel aufzubrechen.

Anderer Tages war ich schon unterwegs nach Kopenhagen, denn leider, — oder soll ich sagen: glücklicher Weise? — ist die Insel nur auf diesem beträchtlichen Umwege zu erreichen, verwendete zwei Tage auf Stadt und Umgebung, und schiffte mich dann abermals auf den netten, kleinen Schraubendampfer „Aarl“ von der „ostbornholmske Dampfschiffsstab“ ein. Früh Morgens um Sieben ging es ab; anfangs durch dichten Nebel, sodass Knoten für Knoten unter dem Wuthgeheue der Sirene vom Hafeneingange, den warnenden, tiefen Orgeltönen der Dampfschiffe und dem ängstlichen Gebimmel der kleineren Segler ganz langsam und mit äußerster Vorsicht zurückgelegt werden mußte, dann aber im heitersten Sonnenschein durch spiegelglatte See gen Osten, die schwedische Küste entlang. Um drei Uhr Nachmittags tauchte die idroff aufsteigende Westküste Bornholms aus dem Meere auf und um halb fünf legten wir in dem engen Hafen von Hasle an. Da mit dem Aus- und Einladen der Frachtgüter immerhin eine gute halbe Stunde zu vergehen pflegt, so kam man ruhig aussteigen und nach der Kirche hinausgehen, um den ersten Runenstein, deren eine ansehnliche Menge auf der Insel erhalten sind, in Augenschein zu nehmen. Er steht auf dem Kirchhof und trägt die Inschrift: „Aukate lod reise Stein denne eier Saur, Fader sin, Bonde goden. Gud hjadve Sjel hans og Santi Michael.“ (Aukate ließ den Stein aufrichten zum Gedächtnis seines Vaters Saur, eines guten Bauern. Gott helfe seiner Seele und St. Michael.) Uebrigens sind alle diese siebenunddreißig Runensteine Bornholms in Aussehen und Fassung der Inschrift einander so ähnlich, daß man sie alle kennt, wenn man einen gesehen hat. Der Dannevirke steht nun seine Fahrt längs der klippenreichen, schroffen Westküste fort, muß sich aber immerhin in ziemlicher Entfernung vom Ufer halten, sodass die stellenweise groshartige Wildheit der Felsenküste, wie z. B. der „Johns Kapell“, des „Löwenhäuptes“, der Absturze des Schloßberges, von dem die ausgedehnten Ruinen von Hammershus herabwinken, und endlich des „Hammers“ mit seinen Leuchttürmen, wo der Danebrog das Schiff begrüßt, nicht recht zur Geltung kommt. Zwischen fünf und sechs Uhr erreicht man den zweiten Hafen, das Städtchen Allinge, wo man am zweitnächsten die Insel-Tour beginnt.

Nirgends auf dem ganzen Eiland finden sich alle Besonderheiten der Bornholmer Natur, der Bodengestaltung wie des Pflanzenwuchses so nahe, so vollzählig, so eigenartig reizvoll zusammen, wie auf Hammershus-Slot und seiner näheren Umgebung. Die heute noch sehr ansehnlichen, weit ausgedehnten Ruinen des um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts unter dem Erzbischof Jacob Erlandson von Lund, dem damaligen Herrn der Insel, ausgeführten festen Schlosses, das erst vom Jahre 1742 an allmälig abgebrochen wurde, stehen auf einer Bergklippe, welche gen Westen vierundachtzig Meter tief, fast senkrecht nach dem Meere zu absfällt. Wild zerfissene Schären machen hier jede Landung unmöglich. Tiefe, schmale Thäler trennen im Süden und Norden den klippenreichen Schloßberg von den sanfter geschwungenen Hügeln des Hammersholm, dem Galgenbügel und der Schloßhaide, und nur von Osten her ist der Anstieg weniger steil. Durch dichte Dornenhedden führt von hier aus, wo Fledere, Goldregen und andere Biersträucher noch bis nach Pfingsten herrlich blühten und dufteten, der Weg in die Ruinen hinauf. Von dem vier Stockwerk hohen, einzigen Magazin-Gebäude steht noch die mächtige östliche Wand, durch Strebepeiler gestützt; neun halbrunde kleinere und der vierkantige, noch am besten erhaltenen, sechs Stockwerk hohe Mantelthurm, in dem die bischöflichen und später die Lübschen Hauptleute wohnten, sowie Bruchstücke der

inneren Wohngebäude und die leidlich wohlerhaltenen inneren und äußeren Festungsmauern geben noch heute einen Begriff von der einstigen Größe und Feinglichkeit der Anlagen. Über den inneren Schloßhof breiten hohe Laubbäume ihre dichten Kronen aus, und in ihrem Schatten richten bei Felsenfesten die Kaffeeladen und Würfelbuden Besitzer etc. ihre Tische und Bänke auf. Mehrere der verfallenen Edelsitze bieten von steiler Klippenhöhe aus herrliche Aussichtspunkte, von denen man in die Brandung hinabsehen, die um die „Löwenhäupter“ und andere seitliche, phantastisch geformte Felsgebilde schaut, und weit über das Meer hinaus, bis zur schwedischen Küste hinüber, welche man bei klarem Wetter von Stadt bis Karlskrona deutlich zu erkennen vermag. Gen Süden schweift der Blick über das herrliche Paradiesthal mit seinem grünenden Urwald von Weißdorn, Erlen und Eschen, mit seinem verwachsenen Teiche, mit seinen an den Felswänden des Schloßberges hoch hinaufklimmenden Rosen- und Brombeer-Büschen. Unermüdlich flötet hier der Auður seine langweilige, kleine Terz, Waldlauben gurren, Küsten, Meisen, Drosseln, Staare, Schwalben zirpen, zwitschern und trillern lustig durch einander, um das Mauerwerk kreisen Raben, Krähen und braune Faltern, die weiße Rose mit ihrem garstigen Schrei, auch wohl einmal ein Eidervogel erhebt sich über das Dächer und schwebt dem Fjorde zu; am Abend aber erheben unzählige Nachtigallen aller Edeln und Enden ihre süß lockenden Stimmen und die Frösche und Unken aus der „Paddensänke“ und den zahlreichen anderen Sumpfgewässern concertieren mit ihnen um die Wette. Über das Paradiesthal hinweg schaut man über die felsbesetzte, braune Schloßheide, über die mehrere verstreute kleinere und größere Birkenhaine sich erheben, und verfolgt den Klippenstrand bis zum nächsten Bospurje.

Hat man sich an der herrlichen Rundschau aus der Höhe genug gethan, so wird man die merkwürdigsten Schären und Klippenbildungen vom Wasser aus in Augenschein nehmen wollen. In der meist geschützten Sanebucht findet man stets Boote zum Segeln oder Rudern, je nach dem Wetter. Bei ruhiger See fährt das Boot in einige dieser Klippenspalten hinein, so besonders in den „naßen Ofen“ (den vade Ovn), einen vierzig Meter tiefen und zwölf Meter hohen Einschnitt in die Klippen, wo die von der Brandung glatt geschliffenen Felswände sich zu einer prächtigen Grotte über der dunkelgrünen Flut zusammenwölben. Besonders bei Sonnenuntergang spielen die grünen Steinwände und das durchsichtige Wasser in wunderbar leuchtenden Farben, und die von oben herabtropfenden Tropfen sprühen wie Feuerfunken durch den dämmerigen Raum. Dann geht die Bootsfahrt weiter, an der „Jungfrau“ und den schon erwähnten „Löwenköpfen“ (Løvehovederne), einem grotesk geformten, vereinzelt inmitten einer ansehnlichen Bucht aufsteigenden Felsen, nach dem „schwarzen Ofen“ (dem sorte oder auch torre-trockenen Ovn), und so noch zu mehreren minder bedeutenden Spalten und Löchern. Wer gern fliekt und überdies zuverlässige Stiefelsohlen hat, der kann auch an verschiedenen Stellen von oben aus an den Klippen herunter, ja selbst bis zum Wasserspiegel hinabsteigen.

Bornholm ist ein kurzes, aber charaktervolles Vorspiel zu der gewaltigen norwegischen Symphonie, das bereits die wichtigsten Motive erkennen lässt. Es fehlt nur das Hochgebirge mit seinen gewaltigen Dimensionen, seinem Schnee und Eis und die Eigenart der Menschen. Aber nordisch sind die wild zerrißenen Granit-Klippen, mit ihren kleinen Fjorden und Slären, nordisch die Vegetation, besonders der zweigehäpte Busch der Eichen, Buchen, Erlen, Eschen und Rüster, das Vorherrschende der Birke als Waldbauern, nordisch das gängliche Fehlen von Dörfern, an deren Stelle die „Sogn“, das Kirchspiel, tritt, welches die einsame und weit aus einander liegenden Bondegården (Bauernhäuser) zu Gemeinden vereinigt. Kirche und Schule, ferner Braithaus und Wirthschafts-Gebäuden, liegen hier auf einsamen Höhen, wo mehrere Wege sich kreuzen; etwa auf je zweitausend Seelen und dreiviertel Quadrat-Meilen eine Kirche. Viele davon weisen ein hohes Alter auf, die ältesten reichen bis in das zwölftausend und dreizehnte Jahrhundert zurück und tragen mit ihren gewaltigen, mehrere Stockwerke hohen und mit Schießscharten versehenen Mündsbürmen und den angehauften Waffenhäusern fast mehr den Charakter von Festungen, als welche sie in den unruhigen Jahrhunderten der Feinden mit Schweden und der Hansa dienten, als den von Gotteshäusern zur Schau. Die plumpen Mauern aus losem über einander gehäuften Steinen und Felsblöcken, welche nicht nur die Grenzen der Bauerngüter, sondern auch die einzelnen Felder und Weideplätze eingesenken, gemahnen in ihrer kunslohen und doch so mühevollen Arbeit noch an das Steinalter. Oft muß man auf den föstlichen, wunderbar einfachen Wanderungen durch Heide und Busch solche Steinwälle übersteigen, wenn man die Fahrstraßen verlassen und sich auf einen Fußpfad begeben hat, der sich allmälig im dichten Erica- und Bachholder-Gestrüpp verliert.

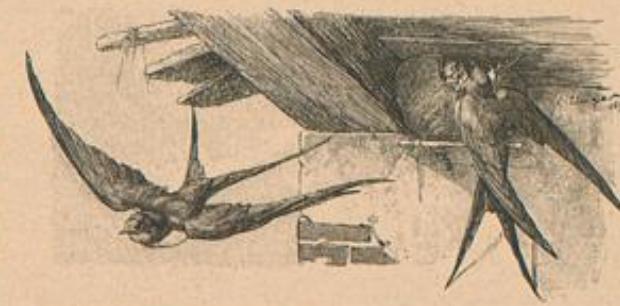
Wer Hammershus und seine Umgebung bis nach Johns Kapell, einer gewaltigen, durch eine hunderunddreißig Fuß tiefe, steil hinabführende Treppe zugänglich gemachten Klippenküste, erschöpft zu haben glaubt, der Jahre mit dem Dampfer von Allinge ostwärts bis Svanöle und mache dann den Rückweg an der Küste zu Fuß. Von Laurits Kures, des drolligen alten Schmiedes am Kreuzweg zwischen Östermars und Östermars Kirche, führt ihn ein freundliches Mädchen durch einen wahren Urwald von Farn, Schierling und Dornbusch und endlich gar durch einen für belebte Leute beängstigend engen Felsenpalt nach dem romantisch wilden Handtveeshaar, wo der Eidervogel häuft und gar gewaltige Peile sich scharf gegen den hellen Himmel abzeichnen. Einiges Fletern muß man freilich können auf dieser Partie, und die Stiefelsohlen werden nicht eben geschont dabei. Und weiter, hinter dem Fischersleden und Hafenvorlage Gudhjem beginnen die „Helligdansklipperne“ mit ihren waldblättrigen Höhen und ihren höchst seltsamen, malerischen Formationen. Ein sehr statliches, geräumiges Gasthaus, „Helligdansgaard“, bietet Unterkunft und vorzügliche Verpflegung, auch für längeren Aufenthalt. Boote für Spazierfahrten liegen hinter den schüpfenden Klippen bereit und führen den Fremden nach einem zweiten „naßen Ofen“, der „Lyseklippe“, der „Gaaferende“, in welcher noch die versteinerte Hans zu sehen ist, welche der Teufel, der in dem unterirdischen Gang, der von Hammershus bis hier hinaufzuführen soll, Wache hält, eint zu Abschredung für neugierige Menschenfänger, die das Geheimniß des Ganges dadurch aufdecken wollten, daß sie die Hans bei Hammershus hineinjagten, in der finsternen Höhle aufgehängt hat. Und brechen wir wieder auf, so gelangen wir eine halbe Stunde nordwärts vom Gasthofe nach dem hochragenden „Amtmannssteen“, von dem aus wir eine herrliche Aussicht über das reizende „Dyndal“ mit den hellen, rauschenden Birkenwipfeln und das weite Meer gießen, aus welchem im Nordosten drei kleine Inseln, das befestigte Christianse, Frederiksholm und das nur von Eider-

vögeln bewohnte Grasholm, auflaufen. Noch ein paar Stunden Küstenweges, und wir befinden uns wieder in Allinge.

Ich möchte nicht durch diese kurze Schilderung den Strom aufspruchsicher und leicht gelangweilter Hotel-Bummel nach Bornholm laden, wohl aber den sein empfindenden und mäßig bemittelten Großstadtlüstigen einen begeisternden Wind gegeben haben, wo sie, nicht allzu fern von der Heimat, ein Stück unverfälschter, eigenartiger Naturhöchheit, eine Vereinigung von Meer- und Gebirgsnatur finden können, welche dem Auge, das zu sehen, und dem Gemüth, das poetische Stimmungskräfte genießend, nachzufühlen weiß, ganz erheblich viel mehr zu bieten vermag, als die allermeisten bekannten Seebäder mit der prunkenden Langeweile ihres oden Strandlebens.

Nachdruck verboten.

## Practische Winke für die Reise.



**Handloser und Plaidhülle.** (Siehe die Abbildungen auf Seite 104.)

— „Erlaubt ist, was gefällt.“ Hoffentlich finden Reuflinge im Reisen Gefallen an meinen praktischen Erfahrungen, und so erlaube ich mir, dieselben den geübten Reisenden zu unterbreiten. Vor einigen Jahren im Juni bin ich aus dem Herzen Bayerns ausgetragen bis nach Stockholm. Die Reise ging über Berlin, Hamburg, Kiel, Korsör und Malmö. Zurück fuhr ich über Stralsund, Rügen, Berlin, Thüringen. Ich bediente mich eines Handlosers und einer Plaidhülle, in der unter Anderem die beiden Schirme Aufnahme fanden, und war so in keiner Weise von allzu viel Gedränge gestört. Trotzdem habe ich an allen höheren Orten, die ich berührte, sowohl Gesellschaften, als auch Theater und Concerte besucht. Darf ich nun unsere geheimsten Toilette-Utensilien den geübten Reisenden vorführen? Ich wage es; gesteckt es doch zu Ruhe und Freuden der reisenden Damenvelt. Für unterwegs oder schlechtes Wetter darf ich ein graues Wollfleid, und für Sonnenschein, Gesellschaften etc. bediente ich mich eines dunkelblauen Fouards, welches ich anserordentlich praktisch fand, da es troh des engen Aufbewahrungsortes im Handloserchen stets ordentlich aussah, nie gebügelt werden mußte und dabei doch einen durchaus eleganten Eindruck machte. Ein dunkelblauer Regenmantel, der einige Male als Schlafrock diente, ein grauer Strohhut mit blauem Schleier, ein Sonnenhut in leichter Farbe und ein Regenschirm bildeten die weitere Ausstattung. Das Plaid, dem bereits ein Vorlese in Ihrer gesuchten Zeitung gejungen wurde, durfte für die verschiedenen Täpfser, wo ich öfters bei Mondchein auf dem Verdeck schlief, und für Eisenbahn-Nachtsfahrten nie fehlen.

Vier Hemden, eben so viele Paar Beinkleider und Strümpfe, zwei Radfädchen oder Hemden und Blüthen, neun Taftentücher, zwei Pique-Röcke, ein wollener und ein garnirter Unterrock, ein Tricot-Unterjäckchen für kalte Tage, zwei Paar Lederschuhe mit festen Sohlen, ein Paar Hausschuhe, zwei Paar graue und ein Paar schwarze Handtücher, ein Wasch- und ein Näh-Recessaire, ein Notize- und ein Reisehandbuch; das sind meiner Ansicht nach die nothwendigsten Gegenstände. Bemerken will ich, daß ich überall, wo ich mich drei Tage aufhielt, waschen ließ und die Wäsche plünktlich und schön zurück erhielt.

Zum eisernen Bestande möchte ich eine Tafel gute Chocolade empfehlen, — trefflich, gegen Hunger und Durst, außerdem frischen einige Tropfen Eau de Cologne wohltätig und anregend die Lebensgeister, die bei einer Reise kräftig erhalten werden sollen.

O. P. Amberg.

**Toilette für Gebirgs-Touren.** — Für Wanderungen im Gebirge möchte ich folgende Toilette, die ich als praktisch erprobt habe, vorstellen: Neben voller Wäsche trage ich die gewöhnliche, und darüber ein Beinkleid in dem Stoffe des Kleides. Der Rock ist fühsfrei, aus ditem Zeuge, Tuch oder Voben, möglichst schlicht gearbeitet, daß ich ihn bequem mit einem starken Riemen in altedischer Weise leben kann. Über einer weißen Bluse oder Tricot-Taille trage ich dann das Jacket. Die hellen Tailen sind deswegen vorzuziehen, weil die Sonne auf dunklem Stoff zu scharf dreht. Bei sehr hohem Aufstieg trage ich zwei Paar wollene Strümpfe, sonst nur eines. Eine große Rolle spielt der feste Berglatsch. Nur die Engländer bringen schon Brauchbares mit, im Allgemeinen ist es nicht ratsam, sich ohne die Chaussure, wie die Einheimischen sie tragen, in die Berge zu wagen. Ich habe es anders versucht, doch zu meinem Schaden. Wenn man die Bergschuhe lauft, muß man nicht versäumen, diefelben benageln zu lassen, und es ist nicht ratsam, dieses häufig zu wiederholen, sondern man thut am besten, einige Röcke mit sich zu führen. Ich erinnere mich eines Tages, wo ich einen sehr hohen Preis bezahlt hätte, um in der Schne-Region ein paar kleine Röcke bekommen zu können. Ebenso prüfe man stets, ob die Riemens der Schuhe auch in vollkommen haltbarem Zustande sind. Da das Einschlagen der Röcke meist sehr unvorsichtig beorgt wird, muß der Schuh so groß sein, daß man eine Füßsöhle hineinschieben kann, um sich die Füße nicht blutig zu reiben, was eine entzündliche Dual ist. Das Schuhzeug muß immer fest geschnürt sein, um an der Ferse sicher anzuliegen. Ich schalte hier logisch ein, daß ein warmes Fußbad nach einer Bergtour eine große Erquickung ist, und daß das Salben der Füße diefelben vor dem Wundwerden schützt.

Der Hut muß schützen und auch fest sitzen, damit wir nicht bei jedem Windstoß eine Bewegung machen, welche uns und Anderen Gefahr bringt. Ein blauer Schleier gehört nothwendig dazu, denn trotzdem man ohne Schutzhülle nicht in die Schne-Region gehen kann, vermeidet man ihn leicht. Außerdem muß das Gesicht geschützt werden, weil die Haut leicht rauh und wund wird. Man vermeide es daher auch, mit blohem Raden zu gehen; ein weißes Batiststück ist da sehr am Platze. Die starke Transpiration eintritt, so muß man sich mit mehreren Batisttüchern versehen; die Haut wird so empfindlich, daß ein Leintuch zu rauh ist. Auch forge man, daß der elegante Handschuh nicht die Trägerin im Sichte läßt, denn den Stock mit unbedeckter Hand benutzen, hieße sich dem Sonnenlicht resp. Gleicherbrand aussagen. Wollene Handschuhe leisten gute Dienste.

A. B.

# Verchiedenes

Nachdruck verboten.

Von der Quelle. Von Robert Geiger. Siehe das Bild, Seite 97.

— Waldesrauschen und Einsamkeit. Durch das dichte Gewirr der Baumkronen, die sich in gewaltiger Höhe zu wunderlicher Wölbung vereinen, bricht nur in matten, lichtgrünen Resten der Sonne Strahl. Der töngelt dann munter in lustigem Spiele über den Moosgrund und hüpft auch zwießen an dem rostigen Braum der Stämme empor, das Eichhäuschen blendend, das in raschelnder Eile auf und nieder springt und mit den klugen Augen in die Wald-Dämmerung lugt. Zu das leise Rauschen der Baumkronen, das fast wie ein ununterbrochener, ferner Orgel-Accord sich anhört, flingt das frische Bläschern der Quelle hinein. Auf einer kleinen Einbuchtung, mit Steinen bedeckt und mit Moos und Ephegespinst überwuchert, springt sie lustig in die Welt und bahnt sich ihren Weg durch den grünen Grund, bis sie sich jenseits der Wald-Viere mit dem Flusse vereinigt, der dort die Landschaft durchströmt. An der kleinen Quelle wohnte ein verliebter Frosch, der hieß Quaquat. Er sollte die Tochter des Fröschenkönig heirathen, weil er aus gutem alten Geschlechte stammte und einer seiner Vorfahren jener andere Fröschenkönig war, der in grauer Sagenzeit dem Eisenen Heinrich aus Roth und Tod geholfen hatte, wie die Gebrüder Grimm uns das so schön zu schildern wissen. Quaquat war eigentlich ein Fröschenprinz, und deshalb trug er auch immer ein Krölein auf dem dicken grünen Kopfe. Aber die Tochter des Fröschenkönigs wollte er doch nicht heirathen, denn er liebte sie nicht, — er liebte eine Andere und das war ein Menschenkind, nämlich die kleine Rose, das Töchterchen eines Kohlenbrenners, die alle Morgen zur Quelle kam, um für ihren Vater Wasser zu holen. Die kleine Rose aber achtete gar nicht auf Quaquat, und das war ein großes Weh für das verliebte Fröschenherz, das seinen Gram im Mondenscheine in sanften Liedern ausströmte, sodass selbst die Nachtigall darob verwundert zu schlagen anfing zu pflegen. Eines Tages nun, als Rose wie sonst mit ihrem Kugel zum Brunnen kam, sah sie Quaquat einen festen Entschluss; ohne dass Rose es merkte, sprang er mit fühlbarem Sahe in den Thontrog hinein, sodass Rose den Verliebten mit sich nach Hause tragen musste. Da sollten Kartoffeln gefroren werden, und als nun Rose das Wasser aus dem Krug in die schon auf dem Herde stehende Kasserolle gießen wollte, da sprang das Fröschen plötzlich hervor, stürzte zu Roses Füßen und gesandt ihr mit lautem Gequale seine thörichte Leidenschaft. Das war nun eine schlimme Sache, denn Rose verstand die Sprache der Frösche nicht; sie rief zuerst einen kleinen Schrei aus, denn sie war sehr erschrocken, und dann rief sie mit lauter Stimme: „Krummschnabel komm her! Da ist ein Bederissen für Dich!“ — Krummschnabel war ein alter Rabe mit verschmierten Flügeln, den hatte der Vater Rosens einmal mit in seine Hütte gebracht und dort wohnte er nun schon seit Jahren. „Kra — kra!“ krächzte Krummschnabel und humpelte heran, sah das Fröschen an einem Beine und verspeiste es. „Quaquat,“ sagte der Fröschenprinz noch einmal, und dann war er verschwunden. Er war an unverständner Liebe zu Grunde gegangen, — wie das im Leben ja öfters vorkommen soll.

# Zur Haushaltung

Nachdruck verboten.

**Kindermoden.** — Warum sollte es nicht auch Kindermoden geben? Die weibeherrschende, ewig junge und auf manche glorreiche Epoche zurückblickende Königin Mode, die schon soviel des wahrhaft Schönens, Anmutigsten und Verschönernden erfunden, sie ist auch dazu berufen, für unsere kleinen deren natürliche Grazie hervorhebende Schnitte zu ersinnen. Und zweifellos sind die Kindermoden unserer Zeit zweckentsprechend und hübsch, wie Alles, was mit Maß getrieben wird. Dass man die armen kleinen in früheren Zeiten gleich den Großen in lange, die Rücken verdeckende Kleider und in steife Mieder, Hauben, Reifröcke und Bergugadins einkleidete und ihnen ein fröhliches, freies Spiel dadurch verwehrte, ist grausam genug, wenn auch die kleinen Dämmchen recht drollig in ihrem Staate aussehen. Der Anfang des neuzeitlichen Jahrhunders brachte auch hierin eine Besserung, denn die Kleidchen wurden jähfrei, die jungen Körper durften sich ohne Fischbein-Corsets freier entwickeln. Dann brachte die bête noire der Königin Mode, d. h. die geschmallose Epoche von 1820—1860 den Kindern zwar noch türzere Kleider, aber dafür bis an die Knöchel reichende Beinkleider mit gestifteten Volants besetzt, in denen die armen Dinget aussehen wie Latzhäubchen und Cochinchina-Hühner. Diese Hööschen wurden kürzer und kürzer, sie erreichten jetzt kaum noch das Knie, die sonst nackten, sonnenverbrannten Wäldchen werden mit langen, englischen Strümpfen bekleidet, das Kleid ist nur noch ein so benämpter Volant und modetolle Mütter studiren förmlich, wie sie ihre Kinder Affen und Seitläufern am Neuhilfsten herumspringen lassen können.

Es sollen, wie gelagt, diese Zeiten keine Philippica werden gegen die jüngsten Kindermoden, welche die freiste Bewegung gestatten, hübsch und gefällig sind, — nur gegen das dazu verwendete Material sei uns ein Wort erlaubt.

In schweren, teuren Seiden-Samt- und Plüschtüllchen, in Batiströcken mit echten Spiken verziert, mit schwerseidenen Schärpen umgürtet, Straußfedern und ausgestopfte Vögel auf den thurmhohen Hüten, springen „unsere kleinen“ auf Promenaden und Spielplätzen einher, und wenn es nicht direct offenkundig verputzt ist, da sieht das kleine Mädchen bestig genug aus in den kostbaren Stoffen.

Wem nun die launenhafte Göttin „Glück“ neben den lebenden Schähen reichlich Gold und Güter gespendet hat, und wer sich sagen kann: „Meine Kinder werden vereint ebenso wohl gebettet sein, als ich es bin und werden, was sie zum Luxus des Lebens brauchen, vollaus haben“, — der mag seine kleinen in reiche Stoffe, Spiken und Federn kleiden; aber auch die nicht so günstig gestellten Stände bis zu den höchsten Offizier-Chargen und Beamten, der Mittelstand und alle die, denen es oft fauer genug wird, mit dem Wenigen, was sie haben, Haus zu halten, alle diese wollen ihre Kinder nicht schlechter kleiden, und wenn es zu Seiden-Samt und echten Spiken durchaus nicht reichen will, da muss Baumwoll-Samt und die billigste Maschinen-Spitze ein elegant sein sollen, des und doch so schöbig aussehendes Kinderkleidchen zusammen-

stoppen, wo doch waechster, wohlfeiler Kattun um so vieles hübscher und zierlicher aussieben würde.

„Man braucht ja so schrecklich wenigzeug für solch ein Kleines Würmchen, — da kann man schon noch Sammet und Seide erschwingen.“

Ran, wer daheim Kartoffeln mit Salz speisen will, nur um draußen vor den Leuten zu jeder Saison neue Kleider und Hüte zu zeigen, der mag es thun, denn seine Thorheit ist sein eigener Schade; aber es ist von solchen und anderen Leuten, die sich zwar wohlgelebt an einer gute und reichliche Tafel sehen, aber doch eben nur ihr anständiges Auskommen haben, geradezu eine Sünde, ihre Kinder an einen Luxus zu gewöhnen, den sie ihnen als Erwachsene nicht mehr bieten können. Warum soll das Kind, nur um der Eitelkeit der Mutter zu fröhnen und weil „so wenigzeug“ für daselbst nötig ist, in seinen ersten Lebensjahren die theuersten Stoffe tragen, um sich später in die billigsten Kleider zu müssen! Es ist nicht wahr, dass ein Kind vergibt, wie es in seiner frühesten Jugend war, — es wird mit der erwachenden und sich entwickelnden Denkfähigkeit seine später mit der früheren Kleidung vergleichen, es wird mit Bitterkeit seine einfachen Zöhnchen betrachten und mit Stolz und Eitelkeit an die schönen, schönen Sammetkleider von früher zurück denken. — Unzufriedenheit, Sehnsucht nach dem ihm mit seinem Wohlhaben entzogenen Luxus wird sich in das Herz des jungen Mädchens schleichen, und was dann, wenn wir es einmal, mittellos und wohl gar lebenslustlos in dieser Welt zurück lassen?

Da kommt vielleicht die Sünde und sagt: die schönen, glänzenden, reichen Stoffe, in welche dich deine Mutter als Kind gekleidet, und nach denen du die Sehnsucht und das Verlangen nicht verloren hast, weil man sie hässlich in dein junges, eindrucksfähiges Herz gewandt. — ich will sie dir wiedergeben, du brauchst nur zu wollen!“

Und während dann zwei Mütter sich ihre schöngepuderten und über ihre Verhältnisse herausgestrichen Kleinen zeigen, flüstert vielleicht eine der anderen zu: „Haben Sie es schon gehört? Die hinterlassene Tochter unseres alten Bekannten X. ist ja ganz untergegangen.“ Da schlägt wohl die Andere in sittlicher Entrüstung die Hände zusammen und dankt Gott, dass sie nicht so ist, wie jene, und sieht dabei nicht, wie der Schuhengel ihres Kindes diesem am liebsten in Tobesangt die gleißenden Zeichen, die sein junges Herz gegenwärtig hat.

Ja, ist es denn wirklich so erniedrigend für dich, liebe Mutter, dein Kindchen im Sommer in die stets so sauber und zierlich zu haltenden weißen und bunten Waschstoffe, im Winter in die praktischen Tricot-, Alane- und Boden-Stoffe zu kleiden? Welche reizenden, jugendlichen Muster, welche zarten, hübschen Farben stellt uns die Industrie dafür zu Gebote; du kannst den Stoffen zweckentsprechende, graziöse Schnitte geben und sie durch einen einfachen Besatz in absteckenden Farben und Blenden beleben, du kannst die Wäsche deiner Kleinen mit gediegenen, aber einfachen Stickereien, die deine fleiße Hand vielleicht fertigte, auf's Rettkette verzieren, ohne dass dein kleiner Schatz nach Jahren mit erwachender Bitterkeit zu sagen braucht: „Ich habe es als Kind besser gehabt“, und gegen das Schiffchen und die Eltern murrt, die es ihm jetzt nicht mehr geben können, weil seine Größe es verbietet. Was also die Menschlichkeit und das Christentum verbietet, unserem Feinde zuzufügen, warum wollen wir es unserem Fleisch und Blut zu Leide thun? Wir beweisen dem Kinde unsere Liebe nicht dadurch, dass wir ihm den Hang zu Putz und Tand systematisch in's junge Herzlein pflanzen, — Einfachheit und die Bescheidenheit sollen wir unsere Kleinen lehren, damit sie später, wenn wir zur Ewigkeit eingegangen sind und sie nicht mehr behüten und bewachen können, uns segnen und warmen Herzens der Liebe gedenken, die wir ihnen gerade darin bewiesen haben.

Und noch eins zum Schlusse: wenn es schon durchaus Federn und Blumen sein müssen, die wir auf die Hüte unserer Kleinen stelen, — ausgestopfte Vögel, Tauben- und andere Flügel sollten wir nie zum Putz darauf verwenden, weil es die weichen Kinderherzen hart und grausam macht gegen die lebenden Vögel, an denen das Kind so viel Freude haben sollte. Gerade so wenig, wie man Kinder das Schlachten des Geflügels sehen lassen soll, darf man ihnen ein zu frivolem Putz getötetes Vöglein auf den Hut spicken, — das Kind hat dann gar bald das Verlangen, die gefiederten Sänger selbst von den Zweigen zu fangen, sie so zu tödten, dass ihnen Köpfchen kein Schaden geschieht und ihr Gefieder unverletzt bleibt und sich damit zu putzen. Das Kind ahnt ja freilich noch nichts von der Grausamkeit dieses Verfahrens, das die Vögel durch Nadelstich zu tötet, aber es verliert sehr, sehr bald das Mitleid für die armen Thierchen, dieses Mitleid, das ja ein Theil des Kinderherzens, und ohne das die wahre und echte Bildung des Herzens unmöglich ist.

Und wenn ich darum so warm eintrete für die Einfachheit der Kindermoden, so geschieht der Würde der Eltern damit doch kein Eintrag. — im Gegenteil, es wird jede Mutter ehren und ihrer

Einfachheit und ihrem Herzen ein schönes Vergnügen ausstellen, wenn sie, anstatt ihre Kinder wie gepunktete Affen einzelaufen zu lassen, die Einfachheit, die ja stets vornehm ist, zur Grundbedingung ihrer Erziehung macht, denn aus der Wunderwurzel Einfachheit entspringen dann auch die Wunderblumen Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Zufriedenheit, aus der Zufriedenheit aber entsteht das Glück, von dem so Wenige sagen, dass es existirt, weil sie nicht gelernt haben, glücklich zu sein durch sich selbst.

Eusemia Gräfin Ballerstrem.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

# Briefmoppe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

Wohlgerüche aus Pflanzen zu ziehen. — Kann mir jemand ein einfaches Verfahren angeben, wie sich Wohlgerüche aus Blumen und Blättern in flüssiger Form ausziehen lassen?

Hermine v. O. in R.

Holzwurm. — Giebt es ein zuverlässiges Mittel, um den Holzwurm aus Möbeln zu entfernen?

Frau Marianne P. in Köln.

## Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

**Antiphon** (XVI, 32). — Zusätzlicher Weise sei mit erst kurzlich beim Durchblättern des letzten Jahrganges Ihre Frage auf, und da ich bemerk habe, dass dieselbe bis hente noch keine Beantwortung gefunden hat, erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, dass der Mechaniker und Optiker Krause, Berlin, Hadscher Markt 4, den Alleinvertrieb von Antiphonen besitzt. Dies kleine, fügsame Instrument schlägt, in's Ohr gestellt, die Lust und damit den Schall ziemlich vollständig ab. Preis des Paars 3 Mark.

H. G., Charlottenburg.

**Gardinthalten** (XVI, 176). — Da die Gardinen viel hübscher und anmutiger fallen, wenn sie recht saugt sind, während sie zurückgerafft werden, befreigne oder besprühne ich meine Mull- und Tüll-Gardinen, bevor ich sie in Falten ordne. Bei Gardinen aus Filet-Guirafe ist dies nicht angebracht. Diese ordne ich, nachdem sie ausgelegt sind, in zierliche, gleichmäige Falten, wobei ich natürlich den vorderen Rand so weit vorziehe, dass er einen hübschen Bogen bildet, dann taucht ich die Hand über einen Schwamm in reines Wasser und streiche wiederholz jede Falte bis zum Hinter hin sorgfältig aus, um ihr mehr Halt und Gleimfähigkeit zu geben. Wenn nun auch noch die Enden zurück gezogen werden, dass sie häuerartig auf den Boden fallen, wird die Gardine gewiss einen gefälligen Eindruck machen.

Hausfrau in Worms.

**Elsenbein** (48). — Wenn man vergilbtes Elsenbein zwei bis vier Stunden in eine wässrige schwefelige Säure legt, so wird es vollkommen gebleicht. Selbstverständlich muss man mit Vorsicht verfahren, da die Gegenstände durch die Säure angegriffen werden, falls man sie zu lange darin liegen lässt. Ein anderes sehr wirksames Mittel, das auch im Grossen zum Bleichen der Klavierstoffen Verwendung findet, ist Wasserstoff-Superoxyd. Die vergilbten Schalen von Messern und Gabeln, alte Schmuckgegenstände aus Elsenbein und Horn werden wieder weiß und annehmlich, wenn man sie einige Tage in dieses Bleichmittel legt, welches aus allen Drogenhandlungen zu beziehen ist. Sollte noch ein Entfetten nötig scheinen, so kann dies leicht durch Benzin bewirkt werden.

A. R., Greifswald.

**Verein für Kleider-Reform** (56). — In Deutschland ist eine derartige Gesellschaft nicht bekannt; dagegen besteht in Schweden eine solche, die unter dem Namen „Neue Idee, Damen-Verein“, in Stockholm tagt. Der größte derartige Verein, von welchem auch die Reform-Idee ausging, ist „The rational dress society, London“ (Sloane street). Schriftführerin ist Mrs. Hall, ebendaselbst.

Frau E. G. in Berlin.

## Rathschläge.

Verschiedene Getränke, im Sommer zu bereiten.

**Himbeer-Essig für Limonaden.** — Die reifen Himbeeren werden mit einem Löffel zerdrückt, in eine Flasche gefüllt und pro Liter mit  $1\frac{1}{2}$  Liter Weinössig übergossen. Fest verschlossen, lässt man die Flasche in der Sonne oder an einem warmen Orte destillieren, giebt den Essig durch ein Tuch, lässt ihn mit Zucker aufkochen,  $1\frac{1}{2}$  Liter auf  $\frac{1}{2}$  Kilo Zucker, und bewahrt ihn in gut verschlossenen Flaschen.

**Grüner Stachelbeer-Wein.** — Man pflückt die Stiele von den Beeren, zerdrückt sie und übergeicht sie, — auf je 1 Kilo Beeren, — mit 2 Liter Wasser. Nach drei Tagen, während welcher Zeit sie öfter umgerührt werden, giebt man sie durch, mischt den Saft, füllt ihn in ein Faß, und giebt auf 25 Liter  $7\frac{1}{2}$  Kilo Zucker, eine Flasche guten Brannwein und 32 Gramm Hanzenblase hinzu. Nun wird das Faß zugespundet, der Wein aber, nachdem er sechs Monate ruhig gelegen hat, auf Flaschen gezogen.

**Johannisbeer-Wein.** — Johannisbeeren werden sauber von den Stielchen gepflückt und zerdrückt, doch dürfen die Kerne nicht zerquetscht werden; den Saft lässt man durch ein Haarsieb laufen, und rechnet auf 2 Liter desselben 5 Liter Wasser, auf 5 Liter dieser gemischten Flüssigkeit  $1\frac{1}{2}$  Kilo Zucker. Auf ein Faß gefüllt, muss der Saft drei Wochen stehen, um zu gären; dann wird er herausgegossen und das Faß mit reinem kaltem Wasser thüchtig ausgespült. Nun giebt man auf 30 Liter der Flüssigkeit 35 Gramm Hanzenblase und 3 Kilo Zucker hinzu, füllt den Wein in das Faß zurück, lässt ihn abermals drei Wochen stehen, giebt auf 30 Liter Wein 2 Liter guten Brannwein auf, schließt das Faß und lässt es bis zum Abziehen des Weines wieder sechs Monate liegen. Wenn man diesen sehr guten Wein vor weichen Johannisbeeren bereitet, und auf die oben angegebene Quantität von 5 Liter Wasser  $2\frac{1}{2}$  Liter Saft rechnet, so bekommt er ein dem Champagner ähnliches Moussieur.

**Nirch-Liqueur.** — Tresslich hierzu geeignet sind neben den sauren Kirschen die Morellen, die man absticht, aussteint, die Früchte zerquetscht, die Steine im Mörser stöhlt, und auf Beides so viele Liter besten Brannwein giebt, als das Gewicht derselben in Kilo beträgt. In große Steintrüge gefüllt, muss die Mischung gut bedekt, vierzig Tage stehen, worauf sie auf Flaschen gefüllt wird. Wünscht man den Liqueur süß, so kann man ihm von geläutertem Zucker einen beliebigen Zusatz geben.



Handkoffer und Plaidhülle. — Siehe Seite 103.